

1/14



WELTKRIEGE

SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 01/2014

WELTKRIEGE

Institut für Wertewirtschaft
www.wertewirtschaft.org
scholien@wertewirtschaft.org

Inhaltsverzeichnis

Bedienungsanleitung.....	3
Donaumonarchie	5
Nationalsozialistische Liberale?	12
Studium bei Carl Menger	25
Der Rabe von Zürich	38
Putin und der Westen.....	44
Deutscher Kapitalismus	68
Vorspiel des Weltkriegs	102
Nervenzusammenbruch	133
Schlafwandler und Interventionisten	145
Entgrenzung des Kapitals	156
Revolutionäre Millionäre	168
Mobilkredit.....	186
Revolution und Reaktion.....	197
Das Papiergeld-Zeitalter.....	217
Literatur.....	235

Bedienungsanleitung

Dieses Büchlein enthält persönliche Gedanken und Beobachtungen sowie ausgewählte Texte und ist primär für Seelenfreunde des Verfassers gedacht. Mit Scholion bezeichnete man ursprünglich eine Randnotiz, die Gelehrte in den Büchern anbrachten, die ihre ständigen Wegbegleiter waren. Als Bücher noch teuer und selten waren, wurden sie oft geteilt und die geistige Auseinandersetzung wurde in Kommentaren zur gemeinsamen Lektüre geführt. Heute gibt es so viel mehr zu lesen, aber nur wenige haben dazu die Muße.

Ich habe es zu meiner Berufung gemacht, viel zu lesen und zu schreiben. Die Scholien sind eine Anregung für Vielleser, aber vielmehr noch eine Dienstleistung für Wenigleser. In dieses kleine, handliche Format versuche ich die Erkenntnisse aus meiner umfangreichen Lektüre zu komprimieren und so mit meinen Freunden eine große Bibliothek zu teilen. Die meisten zitierten Werke sind in unserer Institutsbibliothek vorhanden und können von Mitgliedern entliehen werden (bitte um Voranmeldung per E-Mail). Doch es ist kein bloßes Bücherwissen, das ich vermitteln will. Immer wieder beziehe ich mich auf die Realität abseits der Bücher, denn die Theorie – die Anschauung – ist nur da sinnvoll, wo sie etwas zu schauen hat. Mit

meinen Kollegen im Institut für Wertewirtschaft verstehe ich mich als praktischer Philosoph. Die Scholien jedoch sind kein systematisches philosophisches Opus, sondern sammeln gewissermaßen die Späne, die mir beim geistigen Bearbeiten der größeren Scheite für das Feuer der Erkenntnis zufallen.

Das Motto vornan ist zufällig aus dem Text gewählt, dazu gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp den Umschlag. Das Lektorat übernahmen Benjamin Koch und Johannes Leitner. Die zahlreichen Zitate sind meist eigene Übersetzungen. Die verwendete Literatur ist gesammelt am Ende angeführt. Frühere Ausgaben der Scholien können in Sammelausgaben in edlem Schuber nachbestellt werden. Mitglieder des Instituts für Wertewirtschaft erhalten Zugang zu den digitalen Versionen.

Administrative Anfragen bitte an *info@wertewirtschaft.org* senden, inhaltliche Anregungen und Fragen bitte an *scholien@wertewirtschaft.org*. Falls der geschätzte Leser dieses Exemplar zur Ansicht erhalten hat, würde ich mich freuen, ihn auch künftig als Adressaten dieser freundschaftlichen Korrespondenz zu wissen:

wertewirtschaft.org/scholien/

Donaumonarchie

Hundert Jahre nach Ausbruch des ersten Weltkriegs rumort es noch immer in der Welt, dennoch scheinen wir uns in einer längeren Friedensphase zu befinden. Kann uns die Geschichte etwas darüber lehren, wie unsere Zukunft aussehen könnte? Schließlich ist es für jeden aufmerksamen Studenten der Geschichte erschreckend, wie plötzlich und unerwartet Kriege in ein Zeitalter des Friedens platzen können. Eine der Bucherscheinungen zum Jahrestag, die viel Aufmerksamkeit erregt hat, war DIE SCHLAFWANDLER von Christopher Clark. Das Werk ist die bislang detailreichste Schilderung der Vorgänge kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs.

Anscheinend braucht es hundert Jahre, bis die Zeit reif ist, historische Vorgänge mit einem hinreichenden Maß an Objektivität zu betrachten. Beachtlich ist an Clarks Werk nämlich, daß der britische Autor das Bild von trottelligen Kakaniern und kriegslüsternen Deutschen als primären Kriegsver-

ursachern gegen eine friedliebende Allianz der Fortschrittskräfte zurechtrückt. Tatsächlich kommen die Monarchen in seinem Buch erstaunlich gut weg. Während sich in den Jahren vor dem Weltkrieg serbischer Nationalismus immer aggressiver gebärdete, mit terroristischen Strukturen bis in höchste Regierungskreise, wurde der österreichische Kaiser von seinem Volk für allzu lasch gehalten – nämlich für kriegsfaul. Felix Somary, ein beeindruckender Vertreter der Wiener Schule, den wir noch näher kennenlernen werden, schildert die Vorbehalte gegenüber dem Kaiser so:

Denn die Jugend warf dem Regenten gerade zwei Dinge vor, die seines Hauses größtes Verdienst waren: den Mangel an Aggressivität und die Überparteilichkeit. Österreich hatte als einzige Großmacht seit Jahrhunderten keinen Angriffskrieg geführt, was man ihm nicht als Vernunft, sondern als Schwäche und Dekadenz anrechnete. Sein Kaiser identifizierte sich mit keiner der Parteien, sondern stand über ihnen – gerade in dieser Zeit zwang er gegen stärkste Widerstände das allgemeine Wahlrecht durch. (Somary: 33f)

Als Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf im Oktober 1911 einen Krieg gegen Italien forderte, lud ihn Kaiser Franz Joseph in Schönbrunn vor und ermahnte ihn:

Diese fortwährenden Angriffe, besonders die Vorwürfe wegen Italien und des Balkan, die sich immer wiederholen, die richten sich gegen Mich; die Politik mache Ich, das ist Meine Politik! Meine Politik ist eine Politik des Friedens. Dieser Meiner Politik müssen sich alle anbequemen. (Clark – digitale Ausgabe, keine Seitenkennung)

Auch verhielt sich die Monarchie am Balkan nicht wie eine Besatzermacht, sondern im besten Sinne kolonialistisch: Bosnien-Herzegowina wurde als Vorzeigeobjekt behandelt, um die „Humanität und Effizienz der habsburgischen Herrschaft“ zu beweisen. Dabei wurde die Provinz innerhalb weniger Jahre auf ein Entwicklungsniveau gehoben, das nicht mehr weit vom Durchschnitt Österreich-Ungarns entfernt war. Franz Ferdinand war nicht im geringsten antislawisch, ganz im Gegenteil. Der spätere Attentäter Gavrilo Prinzip erklärte die

Auswahl Ferdinands dadurch, daß dieser

„als künftiger Herrscher bestimmte Ideen und Reformen durchgeführt hätte, die uns im Wege standen.“ Princip spielte hier auf die angebliche Unterstützung des Erzherzogs für eine Strukturreform der Monarchie an, die den slawischen Ländereien eine größere Autonomie einräumen sollte. Viele im irredentistischen serbischen Milieu fassten diese Idee als eine potenziell katastrophale Bedrohung des Vereinigungsprojektes auf. Falls sich die Habsburger Monarchie aus eigenem Antrieb erfolgreich in ein dreigliedriges Staatswesen umwandeln sollte, das von Wien aus nach föderativen Grundsätzen regiert wurde, etwa mit Zagreb als Hauptstadt mit dem gleichen Status wie Budapest, so bestand die Gefahr, daß Serbien seine Pionierrolle als Piemont der Südslawen verlor. Die Auswahl des Erzherzogs steht somit exemplarisch für ein immer wiederkehrendes Motiv in der Logik terroristischer Bewegung, nämlich daß Reformer und Gemäßigte stärker zu fürchten sind als direkte Gegner und Hardliner. (Clark)

Zunächst wollte Franz Ferdinand die Slawen in der Monarchie durch die Schaffung eines Landes

„Jugoslawiens“ stärken, allerdings wäre dieses von den katholischen Kroaten dominiert worden, was daher zur Ablehnung der Serben führte. So gelangte der Kronprinz zum Schluß, daß eine weitreichende Umgestaltung der Monarchie notwendig war, um sie am Leben zu halten. Er plante die Umwandlung in eine Föderation der „Vereinigten Staaten von Österreich“ mit fünfzehn Mitgliedsstaaten – viele davon mit slawischen Mehrheiten. Dabei war er seiner Zeit voraus. Vielfach wird er als unpopulär dargestellt, was viele als Hinweis auf das ohnehin bevorstehende Ende der Monarchie ansehen. Tatsächlich bildete er einen scharfen Kontrast zu typischen Politikern der Moderne, denn es fehlte ihm jedes Charisma, und sein Gesicht war für Plakate wenig geeignet. Er war ein mißtrauischer, eher zurückgezogener Familienmensch, der seine nichtadlige Ehefrau und seine Kinder abgöttisch liebte. Politisch war Ferdinand besonders von Joseph Maria Baernreither beeinflusst. Felix Somary rühmte Baernreither und erklärte die politische Brisanz dessen politischer

Vorhaben wie folgt:

Baernreither, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, Deutschböhme, war einer der besten – und letzten – Repräsentanten des österreichischen Liberalismus. Er war dadurch im Sinne Herders mit vollem Empfinden für die Eigenarten der andern Nationen und von glühendem Eifer beseelt, ihnen alle Kultur mitzuteilen, die das deutsche Bürgertum in so reichem Maß besaß – aber ohne jede Superioritätsattitüde. Die Fragen Bosniens, die er genau kannte, interessierten ihn aufs lebhafteste. [...] Selbstlos, strebte er für sich nichts an. Sein Lebensziel war eine Organisation, die der gleichgesinnte österreichisch-rumänische Politiker Popovici die Vereinigten Staaten von Österreich genannt hatte: eine Föderation von Nationalstaaten mit starker Zentralgewalt. Der österreichische Polen-, Rumänien- und Südslawienstaat sollte auf die Außengebiete dieser Nation unwiderstehliche Anziehung ausüben. Nicht bloß unter den Polen, auch unter den Tschechen, Kroaten und Rumänen hingen viele der besten Köpfe dem Gedankengang an, auch manche Sozialdemokraten, wie Renner und bis zu einem gewissen Grade Bauer. Aber der Durchführung stand als größtes Hindernis die Herrschaft der Mag-

yaren in Ungarn entgegen, die mit der Selbständigkeit der andern Nationen, der Rumänen, Slowaken und namentlich der Kroaten, unverträglich war. Die Kroaten hatten im Sturmjahr 1848, gerade als Franz Joseph seine Regierung antrat, Wien für die Dynastie verteidigt gegen die aufständischen Magyaren, und sie waren neunzehn Jahre später den Magyaren durch den Dualismus unterworfen worden. Daß dieses Unrecht gutgemacht werden müsse und daß man damit nicht länger warten könne, war Baerneithers feste Überzeugung. [...] Jeder Zug des Programms mußte auf russischen Widerstand stoßen: Ein befriedigtes Polen zog die Russenpolen an, ein einheitliches Rumänien legte sich breit auf den Weg vor Konstantinopel, ein einheitliches Südslawien bewachte vom Agäischen Meer her den Ausgang vom Bosphorus. Rußland brauchte dort überall schwache Staaten, nicht eine große Konföderation. Aber gerade in der Zeit von Rußlands Schwäche war Österreich untätig geblieben. Der einzige Groß Staat, der an Baemreithers Programm wirklich interessiert gewesen wäre, wäre Großbritannien gewesen, das ja am Berliner Kongreß an Österreich die volle Souveränität über Bosnien hatte übertragen wollen. Solange England gegen die

Öffnung der Dardanellen war, wäre seine Unterstützung sicher gewesen. Aber um diese Zeit begann England Annäherung an Rußland zu suchen, und im Juni traf sich König Eduard in Reval mit dem Zaren. Die Baernreithersche Idee hätte darum damals – auch von Franz Ferdinand (der übrigens russophil war) – nicht durchgeführt werden können. Sie ist, so paradox das klingen mag, heute und für lange Zeit hinaus ungleich aktueller. (Somary: 79f)

Nationalsozialistische Liberale?

„Liberal“ war Baernreither allerdings vor allem in dem Sinne, anti-nationalistisch eingestellt zu sein und – wie Somary – Hoffnung in eine mitteleuropäische Einigung zu setzen. Eine solche Einigung hatte auf deutscher Seite Friedrich Naumann vorgeschlagen. Sowohl Baernreither als auch Naumann stehen für einen letzten Versuch, liberale Ansätze in einem kollektivistischen Zeitalter politisch zu verwirklichen. Pastor Naumann ist ein besonders eindrucksvolles Exempel für die Wirrnisse der Ideengeschichte. Seinen Zugang nannte er ursprünglich „national-sozial“, manchmal gar

„national-sozialistisch“, und seine mitteleuropäische Union war im Wesentlichen großdeutsch gedacht. Die Bildungsstiftung der FDP ist nach ihm benannt. Dies thematisierte interessanterweise Slobodan Milosevic beim Tribunal gegen ihn. Er zitierte (falsch) aus Naumanns Buch Mitteleuropa. Daraus leitete er eine geplante Politik zur Auflösung des serbischen Staates ab. Der damalige deutsche Außenminister Klaus Kinkel hätte als FDP-Politiker dieses Vorhaben zu Ende bringen wollen:

Milosevic verurteilte die Doppelmoral Deutschlands. Er verlas zahlreiche Erklärungen deutscher Repräsentanten, in denen Deutschland versprach, die territoriale Unversehrtheit anderer Nationen zu respektieren und sich nicht in deren innere Angelegenheiten einzumischen. Er kontrastierte Deutschlands Versprechen mit den tatsächlichen Taten Deutschlands; Deutschland hätte secessionistische Elemente bewaffnet, trainiert und finanziert.

Milosevic sprach von Deutschlands historischen Bestrebungen auf dem Balkan. Er las aus Friedrich Naumanns Buch „Mitteleuropa“, worin steht, daß Deutschland der zentrale Staat in Europa sein sollte,

umgeben von schwachen Satellitenstaaten, und daß Serbien „von der Landkarte gelöscht“ werden sollte. Er erklärte, daß Klaus Kinkel ein Mitglied der deutschen FDP sei, und Naumann der ideologische Gründer der FDP. (Wilcoxson)

Der Historiker Götz Aly forderte vor einigen Jahren die FDP scharf auf, sich von Naumann zu distanzieren:

Hitler hatte große Passagen seines außenpolitischen Programms bei diesem abgeschrieben, und wer Naumann liest, begreift, warum die fünf liberalen Abgeordneten des Reichstags, darunter Theodor Heuss und Ernst Lemmer, am 24. März 1933 Hitlers Ermächtigungsgesetz zustimmten, und zwar mit dieser Begründung: „Wir fühlen uns in den großen nationalen Zielen durchaus mit der Auffassung verbunden, wie sie heute vom Herrn Reichskanzler hier vorgetragen wurde.“ Frage an die Damen und Herrn der FDP und der Friedrich-Naumann-Stiftung: Warum um Himmels willen pflegen Sie diesen Namen? Ist Ihnen wirklich alles egal? (Aly)

Aly bezieht sich mit diesem strengen Urteil auf Friedrich A. von Hayek, der sich wiederum auf

R.D. Butler bezieht, der die Wurzeln des National-Sozialismus zum Teil in der deutschen Kombination von Sozialismus und Imperialismus sah, für die besonders Naumann stand. (Hayek: 218) Leider läßt sich nach dieser Methode ausnahmslos jeder ideologischen Richtung ankreiden, zu den Nazis geführt zu haben. Freilich, mit der Begriffsbildung „national-sozial“ ist der Ball bei Naumann aufgelegt. Sowohl Aly als auch Hayek hatten aber eher die Absicht, zu provozieren. Hayek wollte insbesondere aufzeigen, daß der National-Sozialismus auch sozialistische, gar sozialdemokratische Wurzeln hatte. Das ist natürlich richtig, doch das „auch“ ist hierbei noch wichtiger. Anhand der Person Naumann lassen sich nämlich beliebig viele, völlig gegensätzliche ideengeschichtliche Erzählungen entwickeln – provokante Aufhänger wären etwa: Die national-sozialistischen Wurzeln der EU, die liberalen Wurzeln des National-Sozialismus, die sozialdemokratischen Wurzeln des Imperialismus, die demokratischen Wurzeln des Totalitarismus, die

etatistischen Wurzeln der Demokratie etc. etc.

Tatsächlich ist die Sache viel komplizierter: Ideologische Betonungen müssen im Kontext betrachtet werden, Begriffe im Sprachgebrauch. Naumann war Politiker und als solcher versuchte er, innerhalb des damaligen Status quo zu wirken. Dadurch war er kaisertreu („staatstragend“), wollte aber die Monarchie „demokratisieren“. Er adressierte soziale Probleme, um eine liberale Alternative zum Marxismus zu finden. Er schlug eine föderale Einnigung zwischen deutschem Reich und Österreich-Ungarn vor, um einen Wirtschaftsraum zu schaffen, der nachhaltigen Frieden stiften sollte. Seine manchmal militaristische Sprache muß angesichts des damals vorherrschenden Militarismus relativiert werden: neben diesem war Naumann eindeutig die liberalere, konziliantere Stimme. Doch als Politiker im modernen Sinn steht Naumann eben auch für den Irrweg des konziliannten Pragmatismus. Politik im besten Wortsinn ist in der Tat die Kunst, Konflikte beizulegen und konträre Lager zusammenführen. Doch was in

einer Polis, einer Gemeinde mit menschlicher Dimension, uneingeschränkt richtig und wichtig ist, kann im Großen der Nation verheerend sein.

Sehen wir uns Naumanns Vorschlag eines geeinten Mitteleuropas etwas näher an. Dieser kann als Gründungsidee der Europäischen Union angesehen werden, wenngleich Naumann mit solchen Gedanken nicht alleine war. Schon nach dem Ersten Weltkrieg drängten alle friedliebenden Zeitgenossen zur Einigung der Staaten – erst recht nach dem Zweiten Weltkrieg. Naumann setzte seine Hoffnung in eine wirtschaftliche und militärische Union zwischen Deutschem Reich und Österreich-Ungarn, mitsamt den slawischen Ländern, einerseits, um als „zerbrechliche Mitte“ dem Druck von Frankreich und Rußland standzuhalten, andererseits als erster Schritt hin zu einer Friedensordnung. Naumann diagnostizierte den zunehmenden Druck im Wettlauf der Massenstaaten:

Wir sahen die Riesenstaaten sich erheben, um uns zu zerdrücken. Es ist ihnen nicht gelungen, aber wir werden den Anblick nicht vergessen, wie Rußland

sich nach Westen in Bewegung setzte und wie Großbritannien seine Indier und Kanadier rief. Mit solchen Massenerscheinungen wird es die Zukunft noch mehr zu tun haben, denn in aller Welt werden in allen Staatsämtern die Ergebnisse des europäischen Krieges studiert, und alle Regierungen bis nach Ostasien und Argentinien füllen sich mit neuen Quantitätsvorstellungen. Nicht nur Mitteleuropa geht aus dem Kriege mit Rüstungs- und Verteidigungsgedanken heraus, sondern auch alle übrigen Staaten. An dieser beständigen Vorbereitung für kommende Kriege kann auch eine sich verbreiternde Friedensstimmung der Bevölkerungen wenig ändern, da der geschichtliche Zeitpunkt, wo die Menschheit in eine einzige gewaltige Organisation zusammenfließt, noch lange nicht vorhanden ist. [...]

Es wächst durch Militärtechnik, Massenhaftigkeit der Heere und Höhe der Kriegskosten die Anforderung an jeden kämpfenden Staat, und welcher Staat im Wettlauf nicht mitkommen kann, wird in die zweite oder dritte Reihe der Souveränität versetzt. Es waltet da ein strenges, unerbittliches Gesetz der Auslese. Wie viele Staaten sind schon untergegangen! Wie viele sind in Bundesstaaten oder Staatenverbände einge-

gliedert! Die Gründung des Deutschen Reiches ist ein klassisches Beispiel für den staatlich-wirtschaftlichen Vergrößerungsvorgang. Diese Entwicklung ist unabhängig von allem unserem Einzelwillen. Auch wer sie im Sinn der persönlichen und nationalen Kulturen für greulich hält, wird ihre Tatsächlichkeit anerkennen müssen. Es gibt wachsende Staaten, die von ihrer eigenen Größe immer weiter vorwärts getrieben werden. (Naumann: 164, 173)

Aus dieser wahrgenommenen Zwangslage heraus erklärt sich der deutsche Militarismus – er hatte also zunächst defensiven Charakter. Naumann sieht einen Überlebenskampf zwischen Machtblöcken, die andere Nationen als Satellitenstaaten – Naumann spricht von Trabantenstaaten – unterjochen. Er prophezeite, daß der Erste Weltkrieg eine baldige Fortsetzung finden würde, wenn Mitteleuropa unterläge – was dann auch eintrat:

Ehe die Menschheitsorganisation, die „Vereinigten Staaten der Erdkugel“, zustande kommen kann, wird es eine voraussichtlich sehr lange Periode geben, in der Menschheitsgruppen, die über das nationale Maß hinausgehen, um die Führung der Menschheitsge-

schicke und um den Ertrag der Menschheitsarbeit ringen. Als eine solche Gruppe meldet sich Mitteleuropa, und zwar als eine kleine: kräftig aber mager!

Die Souveränität, die früher ein sehr verbreitetes Besitztum irdischer Staatsgebilde war, sammelt sich, je länger desto merkbarer, an ganz wenigen Stellen. Es bleiben nur eine gewisse Anzahl von Mittelpunkten der Menschheit übrig, an denen wirklich regiert wird: London, New York, Moskau (oder Petersburg) stehen fest. Ob ein ostasiatischer Weltmittelpunkt in Japan oder in China sich bilden wird, liegt noch im unklaren. Ob Indien oder Afrika überhaupt jemals Mittelpunkte erster Größe hervorbringen, ist mindestens sehr fraglich. Dasselbe gilt von Südamerika. Während aber die zukünftige Menschheitsbedeutung der etwa erstehenden ostasiatischen und südamerikanischen Zentralen noch nicht auf der Tagesordnung der Weltgeschichte steht, wird eben jetzt mit allen Kräften Europas unter unendlichem Blutvergießen darum gefochten, ob zwischen Rußland und England ein eigenes mitteleuropäisches Zentrum sich halten kann oder nicht. Die Menschheitsgruppe Mitteleuropa spielt um ihre Weltstellung. Verlieren wir den Kampf, so sind wir voraussichtlich auf ewig verurteilt, Traban-

tenvolk zu werden, siegen wir halb, so müssen wir später noch einmal fechten, siegen wir nachhaltig, so erleichtern wir unsern Kindern und Enkeln die Arbeit, denn dann wird Mitteleuropa ins Grundbuch der kommenden Jahrhunderte eingetragen. (Naumann: 165)

Es ist offensichtlich, daß sich bei dieser Argumentation auch die Nationalsozialisten bedienen konnten. Allerdings darf dabei nicht vergessen werden, daß diese – wie nahezu alle politischen Kräfte – zunächst Friede und Freiheit versprachen. Für den nötigen Einigungsprozeß, der die Deutschen vor einem Satellitendasein bewahren sollte, brauchte es viel politisches Durchsetzungsvermögen – also Macht. Da ist es nicht weit zum Führerprinzip. Naumann wünschte sich einen zweiten Bismarck:

Laßt uns denken, Bismarck, der vielumstrittene und vielstreitende, könnte heute für die Friedensverhandlungen nach dem Weltkrieg noch einmal unter uns auftauchen, so würden nicht nur alle Richtungen und Parteien des Deutschen Reiches ihn mit unendlichem Vertrauen begrüßen, sondern alle Nationen Öster-

reichs und Ungarns würden im brausend entgegengehen, denn trotz seines Kampfes von Königgrätz würde er uns allen von der Nordsee bis an die bosnische Grenze als der Meister Mitteleuropas erscheinen, der Mann, der gewaltig Macht und Recht verwaltete in der Mitte des Erdteils. O wäre er da! [...] Alle politischen Handlungen Deutschlands bis zum Weltkrieg sind entweder Fortsetzungen seines gewaltigen Daseins oder kleine Versuche, sich ihm zu entziehen. Er war Herkules. Einen solchen Mann haben die Österreicher nicht gehabt, aber sie haben ihn mit uns gemeinsam gehabt. Ich glaube aufgezeigt zu haben, daß er der Anfänger Mitteleuropas ist. Unsere Aufgabe ist es ihn fortzusetzen. Alle Sorgen, die ihn bewegten, sind im Weltkrieg eingetroffen, alle! Sollen nun nicht auch seine Hoffnungen reifen? (Naumann: 36, 56)

Damals war es allerdings für jeden Volkspolitiker unabdingbar, sich auf Bismarck zu berufen. Auch Adolf Hitler hielt 1938 bei der Taufe des Kriegsschiffs „Bismarck“ eine Lobrede auf den „eisernen Reichskanzler“. Doch Naumann ersehnte keinen „Lebensraum“, sondern bloß einen geeinten Wirtschaftsraum und Souveränität abseits der Macht-

blöcke. Seine drei unmittelbaren Forderungen waren: Verkehrsgemeinschaft, Tarifgemeinschaft, und „ungehindertes Wirtschaftsbürgerrecht im großen Gesamtverbände“. Dabei bezog er sich auf einen der damals führenden Vertreter der Wiener Schule der Ökonomik: Eugen von Philippovich. 1915 hatte dieser die Schrift „Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn“ veröffentlicht. Naumann hielt fest, daß es keinesfalls um das Schaffen eines politischen Ungetüms ginge:

Mit anderen Worten: es wird unter der Überschrift Mitteleuropa kein neuer Staat geschaffen, sondern ein Bund existierender Staaten geschlossen. Wenn wir für diesen Bund das Wort „Oberstaat“ gebraucht haben, so heißt das nicht eine Entstaatlichung der Einzelteile; soll, will und darf es nicht heißen. Die Beschließenden, die Verantwortlichen, die Träger der Entwicklung sind und bleiben die vertragschließenden jetzigen souveränen Staaten. Diese machen sich gegenseitige Zugeständnisse, aber sie sind es, die solches tun, und die nicht aufhören, die Subjekte des künftigen gemeinsamen Handelns zu sein. Will man das

Neue einen Staatenbund nennen, so wird man seinen Charakter treffen, doch soll er kein Bundesstaat werden. Das zweite würde zwar sachlich viel mehr sein als das erste, aber es würde nicht zustande gebracht werden können. [...]

Auch mit dem Schulwesen hat der Oberstaat nichts zu tun. [...]

Das Weltwirtschaftsgebiet Mitteleuropa muß größer werden als der bisherige Staatsumfang von Deutschland, Österreich und Ungarn. Wir haben aus Gründen der Kriegslage darauf verzichtet, bestimmte Nachbarstaaten namhaft zu machen, und haben nur den allgemeinen Gedanken ausgeführt, daß weitere Anschlüsse nötig sind. An was nun sollen sich diese Nachbarstaaten anschließen? An einen Militärverband und an einen Wirtschaftsverband! Alles anderes ist überflüssig und darum schädlich. Sie sollen uns müssen ihre eigene staatliche Selbstständigkeit für alle anderen Dinge haben und behalten. Also ist es ein Erfordernis, den Militärverband und den Wirtschaftsverband aus der übrigen Menge staatlicher Tätigkeiten so herauszuschälen, daß sie für sich allein angliederungsfähig werden. Zunächst reden wir dabei vom Wirtschaftsverband oder, wenn man lieber so sagen

will, vom Wirtschaftsstaat. (Naumann: 233, 235, 249)

Studium bei Carl Menger

Natürlich erlag Naumann zahlreichen Irrtümern, wie alle Liberalen der damaligen Zeit. Doch wir kennen die Alternativen des letzten Jahrhunderts. Zwischen den zu Massenbewegungen anschwellenden Totalitarismen des nationalen und des internationalen Sozialismus war wenig Platz. So erklärt sich auch, daß Felix Somary der geheime Financier Naumanns war, zumal letzterer als das deutsche Pendant zum österreichischen Baernreither angesehen werden kann. Somary berichtete in seinen Memoiren:

Wenige Monate nach meiner Rückkehr nach Berlin kam Friedrich Naumann zu mir. Er hatte eben sein Buch „Mitteleuropa“ vollendet – das bei seinem Erscheinen innerhalb und außerhalb der Mittelmächte beispiellose Sensation erregte – und trug mir seine Leitgedanken mit jener tiefen inneren Wärme vor, die eigentümlich ergreifen mußte. Nie wieder habe ich einen Mann des politischen Lebens so erfüllt gesehen von Religiosität, Aufrichtigkeit, Hingabe und dem

ehrlichen Wunsch, seinen Mitmenschen uneigennützig zu helfen. [...] Er sagte mir offen, er sei kein Mann der Tat. Er sehe klar vor sich, was man jetzt tun müsse, ohne zu ahnen, wie es durchgeführt werden solle. Bei seinem Suchen nach dem Mann, der die Durchführung leiten solle, sei ihm von allen Parteien mein Name genannt worden als des einzigen Mannes, der Deutsche und Österreicher aller Parteien und Nationen an einen Tisch bringen und dort festhalten könne. (Somary: 148f)

Somary war einer der beeindruckendsten, aber heute nahezu gänzlich in Vergessenheit geratenen Vertreter der Wiener Schule. Direkt nach dem Gymnasium, mit 18 Jahren, schrieb er seine erste große ökonomische Arbeit, die viel Aufsehen erregte und sogar von Prof. Einaudi, dem späteren italienischen Präsidenten und Weggefährten der Wiener Schule, rezensiert wurde. Carl Menger bot Somary daraufhin sofort eine Assistentenstelle an, obwohl dieser gerade erst sein Studium begonnen hatte. Menger arbeitete damals an seinem nie erschienenen Hauptwerk, einer Grundlegung der

Soziologie. Über dieses Projekt schreibt Somary:

In den beiden ersten Universitätsjahren hatte ich hart zu arbeiten: Jusstudium am Vormittag und meine sekretariale Tätigkeit am Nachmittag. Die Soziologie war damals eine junge Wissenschaft, und die Zeitströmung drohte sie in der Ökonomie zu ersticken. Ich habe mit Menger gemeinsam die Gliederung des Werkes durchgearbeitet und eine Reihe von Kapiteln in meiner Gabelsberger Stenographie fixiert: „Wie weit ist das Christentum Realität – oder Legalifikation – oder Sozialfiktion. Untersuchungen für Lateinamerika. Für Nordamerika. Für Byzanz und Rußland, für den Kontinent. Völkerrecht und Christentum. – Die Soziologie der herrschenden und die der unterdrückten Völker. Die Soziologie der Nomaden und die der dauernd Exilierten (Juden, Armenier).“ [...] Im Herbst 1901 hatte Menger mit mir eine längere Aussprache. Er fühlte sich gesundheitlich nicht wohl und hatte das Gefühl, daß das Werk vielleicht seine physischen Kräfte übersteigen würde. Darum könne er es nicht verantworten, meine Mitarbeit weiter in Anspruch zu nehmen. Soziologie sei Arbeit für das Ende des Lebens, nicht für den Anfang. Er werde mit dem ersten Band erst in Jahren herauskommen, und

ich würde meine beste Zeit versäumen. Er rate mir, mich in drei Jahren zu habilitieren. (Somary: 36)

Selbstlos verschaffte Menger Somary eine Assistentenstelle bei seinem Kollegen Eugen von Philippovich, der gerade an seinem Lehrbuch „Grundriß der politischen Ökonomie“ arbeitete, dem damals besten Lehrbuch der Wiener Schule. Zu der Zeit war die Ökonomik in Wien noch Teil der rechtswissenschaftlichen Fakultät. Somary beklagte die spätere Spezialisierung:

Das Studium des Rechtes ist jetzt von dem der Staatswissenschaften und der Ökonomie meist getrennt. Das ist meines Erachtens ein Rückschritt, dessen Folgen immer fühlbarer werden. Mehr als je zuvor wird das politische Leben unsrer Tage von Juristen beherrscht. Die Mehrzahl der Parlamentarier in Frankreich und Amerika ist aus dem Anwaltsstand hervorgegangen, und für sie und für den Richterberuf ist Kenntnis der Nationalökonomie unerläßlich. Ohne wirtschaftliche Kenntnis bleibt der Rechtsgelehrte ein Formalist; ohne juristisches Training wird der Ökonom zum Mann des Details. (Somary: 28)

Im Laufe seines Studiums befreundete sich Somary mit seinen Mitstudenten Joseph Schumpeter und Otto Bauer, wobei er Schumpeter der „äußersten Rechten“ und Bauer der „äußersten Linken“ zurechnete. Interessant ist Somarys Beschreibung ihrer Charaktere, der eine ideologiefrei, der andere zutiefst ideologisch:

Beide stammten aus gleichem Milieu, sie waren einzige Söhne von Fabrikanten aus den Sudetenländern. [...] Der Charakter beider war grundverschieden. Für Schumpeter war die Politik ein Spiel wie das Schach. Er sah dem politischen Kampf zu wie ein Schachmeister, der die Züge des spielenden Amateurs kritisiert – mit voller Unparteilichkeit: er freute sich über gelungene Züge seiner schärfsten Gegner. Es steckte wohl etwas vom Snob in ihm, aber wer mochte daran denken bei seiner wissenschaftlichen Tiefe und Ehrlichkeit. In seiner Ideenfülle war er manchmal paradox, nie banal. Sein Lieblingsspiel war es, dem Gesprächspartner deutlich zu machen, worauf es denn eigentlich ankomme, was diesen in den meisten Fällen so verdutzte, daß er um eine Antwort verlegen war. Das Gespräch endigte dann meist versöhnlich; aber

wenn er dem Gegner zeigte, wie er sein Spiel eigentlich spielen sollte, und ihm nachher ironisch zurief, er würde eine solche Eröffnung überhaupt nicht wählen, so reizte er die Eigenliebe aufs schwerste. Fanatiker jeder Art hielten ihn für einen Zyniker, und er hielt sie für lächerlich, zeigte es offen und hatte diesem Verhalten manchen Lebenséhec [Mißerfolg] zuzuschreiben. Otto Bauer war ein tiefer und finsterer Denker, sich selbst ein Problem. Er hatte mit Eifer Philosophie studiert und konnte sich nicht verhehlen, daß die Hegelsche Dialektik tot war. In stiller Arbeit rang er verzweifelt darum, die Gedanken von Marx aus der dialektischen Umklammerung loszureißen, aber auch als ihm dies nicht gelang, hat er das Dogma kompromißlos nach außen verteidigt und in umfangreichen und ungewöhnlich interessanten Forschungen zu modernisieren versucht. Ich habe den trockenen, humorlosen und amusischen Mann wirklicher Begeisterung nicht für fähig gehalten, sollte aber eines anderen belehrt werden. Bauers Vater und er selbst luden mich zu einer Besprechung zu dritt ein, in der der Vater an den Sohn dringend appellierte, in die Firma einzutreten, er könne daneben seinem politischen Credo ungehindert Ausdruck geben. Otto Bauer –

mit Ausdrücken herzlichster Liebe für den Vater – lehnte das als unmöglich ab, und wie zur Begründung begann er in einer bei ihm ungewohnten schwärmerischen Weise vom Zukunftsstaat zu sprechen, als sei es eine Realität von morgen. Der Zukunftsstaat bedeutete damals für die jungen Sozialisten das, was für die ersten Christen das Paradies war, und darin lag die hohe Anziehungskraft für die breiten Massen, aber auch für die Intelligenz, die der nüchterne Alltag des Friedens zu langweilen begann. Der russische Bolschewismus hat nicht, wie es die Welt heute glaubt, den Sozialismus gestärkt; er hat das Paradies auf die Erde gebracht und dadurch Traum und Hoffnung vernichtet. Wie furchtbar muß die Enttäuschung für jene Gläubigen geworden sein, die das Paradies betreten durften. „Das 20. Jahrhundert, dieser Traum einer neuen Ära, um die das 19. Jahrhundert mit so hohen Hoffnungen gekämpft hatte, ist grausamer, ruchloser und zynischer als irgendeine Periode der Vergangenheit. Unsere Epoche ist eine Epoche der Lüge“; so schrieb später der Mann, der zur Herbeiführung des „Zukunftsstaates“ mehr als ein anderer beigetragen hatte, Otto Bauers naher Freund, Leo Trotzki. (Summary: 39f)

Vor Somary war Richard Schüller der Assistent Mengers, eine ebenso interessante und vergessene Persönlichkeit. Schüller neigte mehr zum „Sozialismus“ (diese Begriffe sollten wir aber nicht allzu ernst nehmen), und war nicht nur näher mit Otto Bauer befreundet, sondern gar mit Trotzki persönlich bekannt. Als ihn Bauer später fragte, ob Schumpeter als Finanzminister in der ersten Republik geeignet sei, gab ihm Schüller folgende Einschätzung:

„Geistreich, begabt, Trapezkünstler des Ausdruckes, aber geschäftliche Fähigkeiten in kritischer Lage zweifelhaft.“ Bauer: „So geht es immer, wenn man sich bei einem Professor nach einem Professor erkundigt.“ Schumpeter wurde Minister. Es dauerte nicht lange, und Bauer gab mir recht; mein Urteil sei viel zu milde gewesen. (Nautz: 123)

Richard Schüller galt vor Somary als Lieblingsschüler Carl Mengers. Womöglich gingen sich Somary und Schüller aus ein wenig Eifersucht später aus dem Weg und nahmen kaum von einander Kenntnis, obwohl sie sich in ihrer Persön-

lichkeit und ihrem Wirken erstaunlich ähnelten. In seinen Memoiren beschreibt Schüller seinen verehrten Lehrer:

Im zweiten Semester bat ich Carl Menger, mich zum nationalökonomischen Seminar zuzulassen, was erst im vierten gestattet war. Dunkle, ernste Augen hinter der Brille, durchgearbeitete Züge, lange, dunkle, zurückgestrichene Haar, langer, schwarzer Bart, ein runder Rücken, schwarzer Salonrock. Professor und Gelehrter durch und durch. Er gestattete mir zuzuhören. [...] Menger verlangte von sich absolute wissenschaftliche Wahrheit. So erklärte ich mir, daß er so lange, lange Jahre arbeitete ohne viel neue Resultate. Er konnte an den Abgründen nicht vorbei. (Nautz: 87f)

Carl Menger respektierte die Meinungen seines Schülers und versuchte nicht, ihn zu beeinflussen. Wissenschaftlichkeit war ihm wesentlich, für ideologische Konflikte hatte er kein Interesse. Schüller warnte er bloß vor Einseitigkeit und beklagte sich dabei, daß schon seine ersten Nachfolger (Böhm-Bawerk, Wieser) trotz hervorragender Leistungen

auf Irrwege gerieten seien. Schüller teilt auch einige rare Blicke auf das Privatleben von Menger: Er war ein Gourmand und „Tabakfeinschmecker“ und liebte es, Ausflüge auf das Land zu machen, insbesondere nach Gmunden, um seiner Leidenschaft des Fliegenfischens nachzugehen. Am kaiserlichen Hof war er gern gesehen, immerhin war er ja der Privatlehrer von Kronprinz Rudolf. Als Menger einmal zu spät zur kaiserlichen Tafel in Schönbrunn kam, bestand Kaiser Franz Joseph darauf, zu warten und begrüßte Menger schließlich mit den Worten: „Jetzt sind wir komplett und können essen gehn.“

Schüller war Jude und damit schien ihm der Karriereweg in die höchsten Ebenen der k.u.k.-Verwaltung verwehrt. Menger riet ihm zur Taufe mit den Worten „Erschweren Sie Ihren Freunden nicht, für Sie zu wirken“ – was Schüller ablehnte. So vermittelte ihm Menger den Posten als Vize-sekretär beim – heute noch bestehenden – Gewerbeverein:

Menger [...] empfahl mich in einem Brief so warm, daß ich die Stelle erhielt. 400 Kronen monatlich! Ein nie geträumter Reichtum. Ein vornehmes Büro in der Eschenbachgasse 11, Stenographen, Kanzlisten und gelegentlich Fiaker. Präsident Harpke, Vizepräsident Bujatti und viele Mitglieder waren mit mir sehr zufrieden. Ich führte eine neue Methode ein: Über aktuelle Fragen machte ich Enquêtes und Kreuzverhör in den verschiedenen Branchen. Das interessierte die Mitglieder; die Teilnehmer an den Komiteesitzungen wurden zahlreich und lebhaft. (Nautz: 97f)

Der Gewerbeverein war im Gegensatz zu anderen Interessensvertretungen nie von Zwangsbeiträgen abhängig, sondern die Schöpfung erfolgreicher Unternehmer. Zwei davon, die – unabhängig voneinander – mit ihren jeweiligen Unternehmen international erfolgreichen Seidenfabrikanten Anton Edler von Harpke und Franz Bujatti (nach dem noch eine Gasse im 14. Bezirk benannt ist, wo auch seine einstige Villa verfällt), sind oben erwähnt. Schüller wurde eingestellt, da der Gewerbeverein durch die Organisation der großen Jubiläumsausstellung 1898 erhöhten Personalbedarf

hatte. Diese war eine beeindruckende Leistungsschau der innerhalb der fünfzig Jahre der Regierungszeit von Franz Joseph I. beachtlich gewachsenen österreichischen Industrie. In der Rotunde, dem damals größten Kuppelbau der Welt, stellten die österreichischen Automobilfabrikanten ihre Wagen vor (große Namen wie später Porsche und Mercedes kamen aus Österreich-Ungarn).

Schüller sollte später, wie auch Somary, eine welt-historisch wichtige Rolle im Hintergrund spielen. Mehr dazu später, kommen wir zurück zu den Ökonomen der Wiener Schule. Die Aussichten für eine Arbeit als theoretischer Ökonom verdüsterten sich zunehmend. Im Seminar bei Philippovich wurde früh die schleichende Aushöhlung der Marktwirtschaft analysiert. Die Industriellenfamilie Krupp schrieb einen Essaywettbewerb über Protektionismus aus, denn die gesamte Schwerindustrie war zunehmend protektionistisch gesinnt. Felix Somary reichte eine Arbeit ein, die allerdings die protektionistischen Pläne detailliert widerlegte, denn jeden Opportunismus sah er als Prostitution

an. Als die mit Abstand beste Arbeit konnte ihr dann der Preis nicht vorenthalten werden, allerdings wurde sie niemals abgedruckt. Später schloss Somary dann, die Zeit der Demagogie sei angebrochen, wodurch ein Ökonom sich entweder im Sold der Machthaber prostituieren müsse oder zum Schweigen verurteilt sei. Er berichtet von einer Tagung des Vereins für Sozialpolitik 1909 in Wien, bei der ein verhängnisvoller Umbruch in der Ökonomik erfolgt sei: Damals hätten führende Ökonomen

den Staaten einen Freibrief gegeben für illimitierte Kriegsproduktion und Geldschaffung. [...] [Die Gelehrten] waren sich der Folgen ihrer Doktrin nicht bewußt, und das ökonomische Unheil, das dann kam, war nicht ihnen zuzuschreiben. Aber sie haben – unabsichtlich – die theoretische Ökonomie gerade im wichtigsten Zeitpunkt um allen Einfluß gebracht. Merkwürdig: Wie oft mißverstehen gerade die feinsten Köpfe auf ihrem eigenen Gebiet ganz leicht begreifliche Dinge – und dann geht ihr Fehlurteil bis ins Absurde. Von dieser Tagung an galten in Deutschland und Österreich die Anhänger der Goldwährung

als mittelalterliche, abergläubische Idioten, in bedauernswerter Verteidigungsstellung. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war der theoretische Inflationismus nach einer Kriegsära erschienen, diesmal ging er ihr voraus. (Somary: 94f)

Somary kehrte daraufhin der theoretischen Ökonomik den Rücken. Er bezahlte seine Mitarbeiter an der Universität weiterhin, gab ihnen aber keine Arbeit mehr. Sie sollten sich um Alternativen umsehen, denn er konnte es nicht verantworten, daß sie sich weiter einer Sache widmeten, die ihnen alle Karriereaussichten verstellen würde.

Der Rabe von Zürich

Somary hatte eine geradezu prophetische Gabe. Er hielt in seinen Erinnerungen fest:

Diese großen Katastrophen meiner Zeit haben mich nicht überrascht. Da ich ihre beiden extremsten politischen Richtungen, Nationalismus und Kommunismus, ablehnte, konnte ich ruhiger urteilen als meine Umgebung. (Somary: 15)

Somary wurde später als der „Rabe von Zürich“

bezeichnet. Besonderes Aufsehen erregte er, als der ehemalige Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk in seinem Buch *Es geschah in Deutschland* ein Gespräch mit Somary dokumentierte:

Im Frühjahr 1931 besuchte der Schweizer Bankier Somary, der sich auch als Wirtschaftstheoretiker einen Namen gemacht hat, das Finanzministerium in Berlin. Auf die Frage, wie lange die Weltmarktkrise dauern werde, antwortete er, es müßten erst drei Ereignisse eintreten, ehe an eine Aufwärtsbewegung zu denken sei: das Bankwesen in Wien und Berlin müßte durch eine Krise saniert werden, das englische Pfund müsse sich vom Golde lösen, der Zündholzkonzern des Schweden Ivar Kreuger müßte zusammenbrechen. Im Frühsommer 1931 krachten die Banken, im Spätsommer wurde das Pfund abgewertet. Als Somary im Frühjahr 1932 erneut in Berlin war, empfing ihn die Frage, ob man wirklich noch auf das dritte Ereignis warten müsse, Somary nahm nichts zurück, gab vielmehr die Versicherung, der Kreuger-Konzern werde in kurzer Zeit am Ende sein. Vier Wochen später erschloß sich Kreuger in Paris. (Somary: 238)

Somary schildert die Wirkung dieser eingetretenen

Prophezeiung wie folgt:

Die Voraussage, von den offiziellen Stellen weitergeflüstert, schuf mir, als sie eintraf, einen merkwürdigen Namen, und von vielen wurde ich mit abergläubischer Scheu betrachtet. Manche waren daran interessiert zu wissen, wie ich die genaue Reihenfolge der Ereignisse voraussehen konnte. Wer die Dynamik einer Krise oder einer Revolution in sich fühlt, dem stehen die kommenden Dinge klar vor Augen. Prognose ist keine Angelegenheit für Mathematiker oder Statistiker und besonders nicht für Schulmeister. (Somary: 239)

Somarys geradezu hellseherische Fähigkeiten dienten ihm, dem Bankier, auch zur Vermögensanlage. So gab er seinem viel berühmteren Kollegen Gustav Cassel bei einem gemeinsamen Schweizaufenthalt folgende Anlageempfehlung vor dem Ersten Weltkrieg, dessen Ausbruch er nach Kräften zu verhindern versuchte:

[Cassel:] »Wo würden Sie heute vorziehen, Vermögen zu investieren, in Berlin oder in London?«

[Somary:] »Wenn mein Plan scheitern sollte, in keinem von beiden. Sie werden sich dann gegenseitig ru-

inieren.«

[Cassel:] »Und wo würden Sie es anlegen?«

[Somary:] »In Amerika oder hier.«

»Hier?« sagte Cassel erstaunt. »Ich komme seit vielen Jahren hierher, habe aber dieses kleine Alpenland nie anders als einen Sommeraufenthalt angesehen.« (Somary: 90)

Somary war ein Bankier der alten Schule, die noch vor der modernen Blasenökonomie am Ruder war. Sein Sohn Wolfgang Somary, den ich in der Schweiz noch kennenlernen durfte, beschreibt den Zugang seinen Vaters wie folgt:

Mit seinem scharfen Sinn für die Wertung historischer Ereignisse, betrachtete er seinen Beruf als priesterliches Amt: kulturelle und finanzielle Werterhaltung, um sich die Freiheit für höhere Aufgaben leisten zu können, vor allem die Freiheit, Machthabern entgegenzutreten. Aus Unaufmerksamkeit Geld fallen zu lassen oder mit Kredit zu spekulieren, hielt er für unverzeihlich; von Milliarden zu sprechen wirklichkeitsfremd. Schweigend vertrat er die Einsicht: Geld sei durch den Geist zu weihen, die Entfaltung des Geistes durch Geld zu ermöglichen. (Somary: 10)

Somary erkannte als einer der ersten das damals arme Agrarland Schweiz als neuen Finanzplatz Europas. Er war auch einer der ersten, der den Ausbruch und die Dimension des Ersten Weltkriegs erahnte. Für seine Klienten wandelte er wenige Tage vor Kriegsausbruch die Bankguthaben und Aktienpositionen in das als „barbarisches Relikt“ verlachte Gold um und legte dieses in der Schweiz und in Norwegen an. Die weitere Entwicklung schätzte er kurz vor seinem Tod gegenüber seinem Sohn wie folgt ein:

»Du wirst das Ende des Kommunismus erleben; er ist nur Episode. Die größeren Krankheiten des Jahrhunderts sind aber der Nationalismus auf der einen, die kulturelle Gleichschaltung auf der anderen Seite.« Worauf ein russischer Emigrant und Journalist entgegnete: »Aber ausgerechnet der Nationalismus bietet dem Kommunismus Einhalt.« Darauf mein Vater: »Der Kommunismus stirbt auch ohne solche Hilfe; und fünf Minuten später geht der Kapitalismus ebenfalls dem Ende entgegen. »Was folgt darauf?« wurde gefragt. »Wir werden uns irgendwo in der Mitte die Hand reichen.« (Somary: 9)

Bei der aktuellen blasengetriebenen Mischwirtschaft von einem Händereichen auszugehen, klingt freilich allzu euphemistisch. Doch die Kriegserfahrung mit gegenseitiger Vernichtung und schließlich das hochgeschaukelte Vernichtungspotential im Kalten Krieg machen diese Formulierung verständlich. Angesichts der wissenschaftlich unbrauchbaren Vokabel „Kapitalismus“ blieb diese Prophezeiung allerdings kryptisch. Somary hatte wohl die US-geführte Weltordnung im Sinne, mit ihrer Nebenfolge der globalen Verbreitung einer konsumorientierten Massenkultur. Er sagte voraus, daß, wo immer Amerika versuchen würde, „Demokratie“ nach seinem Vorbilde einzuführen, „es sich der großen Masse gegenübersehen [würde], die von Gier, Neid und Haß erfüllt ist und unter Führern steht, die dies alles schüren.“ (Somary: 465) Demokratie, die er am ehesten in der Schweiz verwirklicht sah, könne nicht aufgezwungen werden – in der Schweiz habe sie sechs Jahrhunderte zur Entwicklung gebraucht. Die USA hingegen wären schon längst nicht mehr das *Land of the free*: „Zu Beginn des 19. Jahrhunderts rühmten sich große Amerikaner, daß ihr Land frei sei von Militärdienst, Steuern und Schulden. Diese drei Freiheiten sind jetzt verschwunden“. (Somary:

424). Er prophezeite für das weitere geopolitische Auftreten der USA:

Heute liegt die Entscheidung bei Amerika, und ich fürchte, die werden in wohlwollender Absicht das größte Unheil anrichten und das wenige, das hier noch stehen bleibt, zu Fall bringen. Sie nehmen jede Phrase ernst und fallen auf jedes Schlagwort herein. Erwarten Sie von dort nichts als Zerstörung! (Somary: 170)

Putin und der Westen

Hoffen wir, daß gegenwärtig Europa nicht als Anhängsel der USA in zerstörerische Konflikte tappt. Man kommt nicht umhin, geschichtliche Ereignisse vor der Kulisse der späteren und der gegenwärtigen zu sehen. Gerade der Balkan bietet dafür gutes Anschauungsmaterial, das „Pulverfass Europas“, das er damals war und in den 1990ern wieder zu werden drohte, als sich in den Jugoslawienkriegen der Westen und Rußland erstmals wieder seit dem Kalten Krieg als Vertreter unterschiedlicher Interessen gegenüberstanden. Als 1999 der englische Kommandeur der KFOR-

Einheiten General Michael Jackson von seinem amerikanischen Vorgesetzten Wesley Clark den Befehl bekam, den von russischen Truppen besetzten Flughafen von Priština zu blockieren, weigerte er sich mit der Begründung, er wolle nicht den Dritten Weltkrieg auslösen. Zu einer weiteren guten Gelegenheit dafür kam es im Sommer 2008; amerikanische und übrigens auch ukrainische Truppen nahmen an einem Militärmanöver Georgiens teil, unmittelbar bevor der damalige georgische Präsident Saakaschwili den Krieg mit Rußland vom Zaun brach. Nachdem dieser nach einigen Tagen katastrophal schiefzugehen drohte, wurde im Weißen Haus erwogen, den Tunnel zu bombardieren, durch den die russischen Panzer nach Georgien rollten.

Rußland und Serbien sind heute wieder die Bösen in der Großen Erzählung des Westens, ganz und gar abweichend von der Lage von 1914, als das kleine Serbien als Opfer der österreichischen Großmachtpolitik dargestellt wurde. Im Englischen hieß es zu dieser Zeit noch „Servia“, was

englischen Ohren nach „Servilität“ klang, es wurde also in „Serbia“ umbenannt. Dabei war die inoffizielle Staatsdoktrin Serbiens seit langem der Panjugoslawismus. Christopher Clark führt aus:

Den einflussreichsten Ausdruck fand die Idee [der »Vereinigung aller Serben«] in einem geheimen Memorandum, das der serbische Innenminister Ilija Garašanin schon 1844 für Fürst Alexander Karadjordjević verfasst hatte. [...] Der Einfluss dieses Dokuments auf serbische Politiker und Patrioten kann kaum hoch genug veranschlagt werden; im Laufe der Zeit wurde es zur Magna Charta der serbischen Nationalbewegung.

Garašanin begann sein Memorandum mit der Feststellung, daß Serbien »klein« sei, aber »in diesem Zustand nicht bleiben darf«. Das erste Gebot der serbischen Politik müsse, führte er aus, das »Prinzip der nationalen Einheit« sein, womit er die Vereinigung aller Serben innerhalb der Grenzen eines serbischen Staates meinte: »Wo ein Serbe lebt, dort ist Serbien.« (Clark)

Serbe war nach dieser Vorstellung jeder, der serbisch sprach, also auch der katholische Kroat.

Klar, daß die großserbische Ideologie Serbien zunächst mit dem Osmanischen Reich in Konflikt bringen musste, und, nachdem dieses sich aus Europa zurückgezogen hatte, mit Österreich-Ungarn. Die dritte Großmacht im Spiel war das Zarenreich:

Sowohl Rußland als auch Österreich-Ungarn fühlten sich historisch berufen, eine Hegemonie in jenen Territorien auszuüben, aus denen sich die Osmanen zurückzogen. Das Haus Habsburg übernahm traditionell immer schon die Rolle des Hüters von Europas östlichem Tor gegen die Türken. In Rußland propagierte die Ideologie des Panslawismus eine natürliche Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den aufstrebenden slawischen (vorwiegend orthodoxen) Nationen der Balkanhalbinsel und ihrer Schutzmacht in St. Petersburg. Der Rückzug des Osmanischen Reiches warf darüber hinaus die Frage nach der künftigen Kontrolle des Bosphorus auf, für die russischen Entscheidungsträger eine überaus wichtige strategische Frage. Gleichzeitig traten ehrgeizige neue Balkanstaaten mit eigenen entgegengesetzten Interessen und Zielen auf den Plan. Auf diesem ganzen unsicheren

Terrain manövrierten Österreich und Rußland wie Schachspiel. (Clark)

Bis daß die Rolle Österreichs heute der Westen übernommen hat, gleicht sich die Partie fast aufs Haar: nämlich in den strategischen Notwendigkeiten Rußlands in einer unübersichtlichen ethnischen und religiösen Lage und vor dem Hintergrund einer Ideologie, die mächtig zu werden scheint und vom Westen kaum verstanden wird. Heute besteht diese Ideologie in einem Versuch der kulturellen Selbstbehauptung gegenüber dem scheinbar alternativlosen westlichen „Ende der Geschichte“. Einer der bedeutendsten Ideologen des heutigen Rußlands ist Alexander Dugin, den ich schon in den vorletzten Scholien vorstellte. Scholien-Leser Dr. Thomas Veigel empfahl mir daraufhin Dugins in deutscher Übersetzung vorliegendes Werk DIE VIERTE POLITISCHE THEORIE. Dieses verhilft zu einem Verständnis des russischen Gemüts. Dugin wirft darin dem Westen „Rassismus“ vor, was zunächst sehr skurril erscheint. Denn dieser Vorwurf kommt ausnahms-

weise nicht von Seiten einer „linken“ politischen Korrektheit und verdeutlicht damit, was eigentlich der Kern des Vorwurfs ist. Es handelt sich um die Reaktion auf eine als dominant wahrgenommene Kultur, die für sich absolute moralische Überlegenheit reklamiert und sich dadurch als Weltrichter versteht. Diese Empfindung wird aktuell ausgerechnet durch jene Stimmen verstärkt, die wiederum dem politischen und religiösen Establishment Rußlands Diskriminierung vorwerfen. Die westlichen Interventionen hinsichtlich Homosexueller und nackter Brüste in Kirchen werden nach diesem Muster als Kulturimperialismus verstanden. Diese Reaktion auf westliche Vorbehalte stößt hier freilich auf wenig Verständnis, doch versuchen wir, sie nachvollzuziehen: Dugin wirft stellvertretend für wohl die Mehrheit der Russen den Kritikern der Diskriminierung selbst kulturelle Diskriminierung vor. Treue Scholien-Leser erinnern sich vielleicht an ähnliche Argumente von Ahmadi-Neschâds Ideengeber Mohammad Taghi Mesbâh Yazdi (Scholien 05/09). Dugin fasst diese

vermeintliche kulturelle Diskriminierung also unter den etwas überdehnten Begriff des Rassismus:

Zweifellos rassistisch ist die Idee der unipolaren Globalisierung. Sie fußt auf der Idee, die Geschichte und Werte der westlichen und besonders der amerikanischen Gesellschaft kämen universalen Gesetzen gleich; sie will künstlich eine Weltgesellschaft konstruieren auf einer Wertgrundlage, die eigentlich orts- und zeitgebunden ist – Demokratie, Parlamentarismus, Kapitalismus, Individualismus, Menschenrechte und unbegrenzte technische Entwicklung. Diese Werte sind lokal und entstehen aus der Entwicklung einer einzelnen Kultur; Globalisierung will sie der gesamten Menschheit als universale Selbstverständlichkeiten oktroyieren. Dieser Versuch beruht auf der unausgesprochenen Annahme, die Werte aller anderen Völker und Kulturen seien unvollkommen und unterentwickelt und sollten an die Modernisierung und Standardisierung des westlichen Modells nachahmend angepasst werden. Globalisierung ist folglich nichts als ein weltweit eingesetztes Modell westeuropäischen, oder viel eher angelsächsischen Ethnozentrismus, der die reinste Manifestation der Rassenideologie darstellt. (Dugin: 45f)

Dugin wünscht sich als Alternative eine multipolare Welt. Das moderne Rußland seit dem Ende des Sowjetimperiums findet sich in dieser eher defensiven ideologischen Reaktion, die Dugin ausdrückt, mehrheitlich wieder. Es geht – wie einst Naumann – darum, nicht von geopolitischen Strömen zermahlen zu werden und innerhalb einer begrenzten geographischen Region die Souveränität zu erhalten. Freilich ist diese Region groß, etwas größer als das Naumann'sche Mitteleuropa. Es geht um den eurasischen Großraum, der nicht exakt abgesteckt ist. Grob handelt es sich um jenen Raum, den die „russische Zivilisation“ zu ihrer Souveränität benötigt – was freilich großen Spielraum läßt. Dugin schildert diese Perspektive so:

Die Idee einer multipolaren Welt, in der die Pole genauso zahlreich wären wie die Zivilisationen, würde es möglich machen, der Menschheit eine breite Auswahl an kulturellen, paradigmatischen, sozialen und spirituellen Alternativen anzubieten. Dieses Modell wird den »regionalen Universalismus« in konkreten »Großräumen« ermöglichen, der großflächigen Zonen und

bedeutenden Teilen der Menschheit eine schicksalhafte, von Globalisierung und Offenheit geprägte Sozialdynamik bringen wird, und zwar ohne die Nachteile, die die Globalisierung im Weltmaßstab mit sich bringt. Zudem könnten in einem solchen System der Regionalismus und die autonome, unabhängige Entfaltung von lokalen, ethnischen und religiösen Gemeinschaften sich rasch entwickeln, indem der eher konsolidierende Druck nationaler Regierungen deutlich nachlässt, was wir an der Europäischen Union beobachten, wo die Integration der Entwicklung örtlicher Gemeinden und sogenannter Euroregionen einen beträchtlichen Vorschub leistet. [...] Es wird keinen universalen Maßstab geben, weder in materieller noch in geistiger Hinsicht. Jede Zivilisation wird endlich das Recht erhalten, ihre eigenen Vorstellungen frei zum Maß der Dinge zu erklären. Irgendwo wird es der Mensch sein, anderswo die Religion, anderswo die Ethik, anderswo der Materialismus. Damit aber dieser Entwurf der Multipolarität sich verwirklichen kann, müssen wir noch mehr als einige kleine Gefechte überleben. In erster Linie muß man des größten und hervorragendsten Feindes Herr werden, nämlich der Globalisierung, des Strebens des atlantischen,

westlichen Pols, seine unipolare Hegemonie über alle Nationen und Länder der Welt überzustülpen. Trotz der tiefen und treffsicheren Beobachtungen seiner eigenen besten Intellektuellen verwenden viele Vertreter der herrschenden politischen Klasse in den USA immer noch den Begriff »Zivilisation« im Singular und verstehen darunter »amerikanische Zivilisation«. Dies ist die echte Herausforderung, auf die alle Nationen dieser Erde und vor allem die Russen eine adäquate Antwort geben müssen. (Dugin: 128ff)

Die abendländische Zivilisation sei nur eine von vielen – Dugin bezeichnet sie als eigenartig, arrogant und schlau. Ihr Kern sei der Individualismus, der sein Antlitz gewandelt habe und nun postmodern daherkomme. Verblüffend ist der zweite Vorwurf Dugins an den Westen, nicht nur rassistisch, sondern auch kulturell sexistisch zu sein. Dieser Vorwurf richtet sich paradoxerweise insbesondere an die „Feministinnen“. Die abendländische Zivilisation sei so männerdominiert, daß sogar die Frauen zu Mannsweibern werden. Diese Gleichschaltung sei typisch für den postmodernen

Westen, der jegliche Differenzierung nivellieren wolle:

Darum will der liberale Feminismus [...] die Frau als einen Mann begreifen und sie so gesellschaftspolitisch gleichstellen, das heißt, die Frau sozial als einen Mann darstellen. Das gleiche Verfahren wird angewandt, um den Bauern als Stadtbewohner darzustellen, die nichtweißen »Rassen« als weiß, die Armen als reich, die »Dummen« als vernünftig denkend. (Dugin: 204)

Entsprechend groß ist die Angst, daß die Russen kulturell nivelliert und zu austauschbaren Individuen gemacht würden. Typisch männlich sei der Rationalismus, der „Mutter Rußland“ ins Korsett zwingen wolle. Dies deutet Dugin dialektisch und sieht Rußland sogar als Chaosmacht, die eine Alternative zum westlichen Logos biete:

Logos ist erst bei der Geburt der abendländischen Philosophie erschienen. Die früheste griechische Philosophie entstand als etwas, das das Chaos bereits ausschloß. Genau zur gleichen Zeit begann der Logos zu gedeihen, eine Form mächtigen Willens zur Macht

und die Verabsolutierung der männlichen Realitätsauffassung offenbarend. Das Entstehen einer logozentrischen Kultur hat den diametralen Gegensatz zu Logos selbst – das weibliche Chaos – ontologisch vernichtet. Chaos, als etwas dem Logos Vorausgehendes, wurde von letzterem abgeschafft, dessen Exklusivität gleichzeitig manifestiert und verworfen wurde. Männlicher Logos schloß weibliches Chaos aus. Exklusivität und Exklusion bezwangen Inklusivität und Inklusion. So wurde die klassische Welt geboren, die 2500 Jahre lang ihre Grenzen ausdehnte bis in die Moderne und die rationalistische wissenschaftliche Ära. Diese Welt ist an ihrem Ende angelangt. [...]

Nur Chaos und die alternative, in Inklusivität gegründete Philosophie können die moderne Menschheit und die Welt retten von den Konsequenzen des Verfalls des exklusivistischen Prinzips, das sich Logos nennt. Logos ist vergangen, und wir werden alle unter seinen Ruinen begraben, wenn wir nicht einen Appell an das Chaos und seine metaphysischen Prinzipien richten und diese als die Basis für etwas Neues gebrauchen. Vielleicht ist das »der andere Anfang«, von dem Heidegger sprach. (Dugin: 229, 234)

In dieser Auseinandersetzung stoße Rußland geo-

politisch gegen den Neokonservatismus und kulturell gegen die Postmoderne. Letzterer wirft Dugin vor, wie ein Virus über westliche Produkte eingeschleust zu werden:

Ferner trägt das durchschnittliche künstlerische – oder, was wichtiger ist, technische! – Erzeugnis des Westens in sich eine nicht unerhebliche Aufladung mit latenter Postmoderne und besetzt damit den russischen kulturellen Raum mit aktiv wirkenden Zeichen, die in den Kreativwerkstätten der Neuen Linken geschmiedet und anschließend auf dem Fließband der globalen Industrie hergestellt werden, die einen kurzfristigen Gewinn daraus zieht (und langsam die eigenen Grundlagen verfeinert). Rußland spielt hier die Rolle des reglosen Konsumenten, versteht die politische und ideologische Bedeutung des gedankenlos Gekauften nicht, folgt Moden und globalen Trends und vergißt dabei, daß jeder Trend seinen »Trendsetter« hat, wie die Postmodernisten sie nennen, also einen, der einen gewissen Trend zu einem bestimmten Zweck in die Welt setzt. (Dugin: 148f)

Erstere hingegen strebten militärisch nach einem internationalen Imperium und seien damit im Ge-

gensatz zu Stalin, der nationaler Sozialist und damit geopolitisch selbstbeschränkt gewesen wäre, geopolitisch schrankenlos:

Es ist ja kein Zufall, daß die Neocons aus dem Trotzismus hervorgegangen sind. Genauso wie die Trotzisten eine globale kommunistische Revolution anstrebten und Stalin und seine Idee vom Aufbau des Sozialismus in einem Land gnadenlos kritisierten, lehnen die heutigen Neocons, eine globale liberale Revolution fordernd, die Aufforderung der »Isolationisten« zur Beschränkung auf amerikanische Grenzen und die historischen Alliierten des Landes kategorisch ab. Ausgerechnet die Neocons, die den Ton in der heutigen amerikanischen Politik angeben, verstehen am besten die ideologische Bedeutung vom Schicksal politischer Lehren bei Anbruch des 21. Jahrhunderts. Amerikanische Neocon-Kreise nehmen am genauesten die Bedeutung der heute sich ereignenden weitläufigen Veränderungen in der Welt wahr. Für sie steht Ideologie immer noch im Mittelpunkt der Betrachtung, obwohl sie heute eher zur »weichen Ideologie« oder »weichen Macht« wird. (Dugin: 161f)

Der Antikommunismus der Neocons sei dabei ein

reines Ablenkungsmanöver, da der Kommunismus keinerlei Bedeutung mehr habe. Die letzten Kommunisten des Westens seien bloß „kleinbürgerliche Clowns“, die „ein gelangweiltes und übersättigtes demokratisches Publikum unterhalten“. Auch der Faschismus sei ein ähnlicher Strohhalm. Es gehe nur darum, Simulakren (siehe Scholien 04/11) im öffentlichen Diskurs aufzubauen, damit sich die vermeintliche Mitte von „Linksextremen“ und „Rechtsextremen“ abheben könne:

Indem er falsche Befürchtungen an die Wand malt, verursacht der heutige Antikommunismus, wahrscheinlich in höherem Maße als der gegenwärtige Antifaschismus, Chimären, Gespenster und Simulakren. Kommunismus ist nicht mehr präsent (und der Faschismus schon lange nicht mehr) – an seiner Stelle bleibt eine Imitation aus Gips, ein harmloser Che Guevara, der für Handys wirbt oder die Hemden einer untätigen und komfortabel lebenden kleinbürgerlichen Jugend schmückt. In der Epoche der Moderne war Che Guevara der Feind des Kapitalismus; in der postmodernen wirbt er für Mobilfunknetze auf riesigen Werbetafeln. (Dugin: 99)

Was bietet Dugin nun als Alternative an? Hauptsächlich große Worte. Er verschreibt sich dem Kampf gegen den Liberalismus, als würde dieser noch eine Rolle im Abendland spielen. Aber unter Ismen versteht ohnehin jeder was er will, als Begriffe führen sie uns nicht weiter. Die „Vierte Theorie“ soll nach Sozialismus, Nationalismus und Liberalismus einen nicht-individualistischen Weg zur Freiheit weisen. Dieser Weg ist reichlich wirr, zu dieser Wirrheit bekennt sich Dugin aber, immerhin will er ja dem „weiblichen Chaos“ gegenüber dem „männlichen Logos“ zum Recht verhelfen. Die folgenden sind die klarsten Passagen zur Beschreibung dieses Weges:

Die Vierte Theorie soll eine Theorie der absoluten Freiheit sein [...]. Der Unterschied besteht darin, daß diese Freiheit als eine menschliche aufgefasst wird und nicht als Freiheit für das Individuum, als die vom Ethnozentrismus verliehene Freiheit, die »Daseins«-freiheit die Kulturfreiheit, die Gesellschaftsfreiheit und die Freiheit zu allen Subjektivitäten außer der eines Individuums. [...] Um eigentliche Freiheit zu er-

langen, müssen wir die Grenzen des Individuums überschreiten. In diesem Sinne ist die Vierte Theorie eine Befreiungstheorie, die jenseits des Gefängnisses in die Außenwelt vordringt, wo die Geltung der individuellen Identität endet. Freiheit geht immer mit Chaos einher, steht aber neuen Möglichkeiten offen gegenüber. In den engen Rahmen der Individualität gesetzt, wird die eigentliche Menge der Freiheit mikroskopisch und schließlich fiktiv. Dem Individuum wird die Freiheit zuerkannt, weil der Gebrauch, den er von ihr machen kann, extrem begrenzt ist – sie bleibt auf dem kleinen Bereich seiner Individualität beschränkt, über den es unmittelbare Kontrolle hat. Dies ist die Kehrseite des Liberalismus; in seinem Kern ist er totalitär und toleriert keine Unterschiede und ist ganz besonders der Verwirklichung eines großen Willens entgegengesetzt. Er kann nur kleine Menschen tolerieren; er schützt nicht so sehr die Rechte des Menschen als die eines kleinen Menschen. Dieser »kleine Mann« darf alles, aber er kann trotz seiner vielfachen Wünsche gar nichts tun. Jenseits des kleinen Mannes, auf der anderen Seite des »minimalen Humanismus«, kann man gerade eben den nächstliegenden Horizont der wirklichen Freiheit erblicken.

Dort treten jedoch das große Risiko und ernste Gefahren zutage. Den Menschen, der die Grenzen der Individualität hinter sich lässt, könnten die Elemente des Lebens und das gefährliche Chaos zerdrücken. Er könnte Ordnung herstellen wollen. Dieses Recht steht ihm völlig zu – das Recht des großen Mannes (homo maximus) – ein echter Mann in »Sein und Zeit« (Martin Heidegger). [...]

Im Gegensatz zu anderen politischen Theorien will die Vierte weder lügen, noch beruhigen, noch verführen. Sie fordert, daß wir gefährlich leben, riskant denken und alles befreien und entfesseln, was nicht nach innen zurückgetrieben werden kann. Die Vierte Theorie vertraut dem Schicksal des Seins und vertraut das Schicksal dem Sein an. Jede streng konstruierte Ideologie ist ein Simulakrum und stets uneigentlich, in anderen Worten, sie ist immer die Abwesenheit von Freiheit. Die Vierte Theorie sollte also nicht vorschnell zu einer Ansammlung von Grundannahmen werden. Es wäre vielleicht besser, einiges unausgesprochen zu lassen, um es durch Erwartungen und Andeutungen, Anmerkungen und Vorahnungen zu entdecken. Die Vierte Theorie sollte völlig offen sein. [...]

Die Vierte Politische Theorie muß den Schritt zur Formulierung einer zusammenhängenden Kritik am Monotonieverhalten machen. Sie muß ein alternatives Modell für eine konservative Zukunft, für einen konservativen Morgen entwickeln, das auf den Prinzipien von Vitalität, Wurzeln, Konstanten und Ewigkeit beruht. (Dugin: 53ff, 69)

Letztlich also keine besondere Neuheit; es handelt sich schlicht um eine romantische Reaktion, mit etwas mehr Schwermut und Theatralik. Die eurasische Ideologie ist explizit „antiliberal“, versteht darunter aber vor allem antiamerikanisch und anti-„demokratisch“. „Demokratie“ wird dabei als geschickte Einflußmethode des Westens interpretiert, wobei Meinungsführer durch massenmediale Inszenierungen einen „Druck der Straße“ aufbauen. Dugin schildert Putins Politik wie folgt:

Als Putin an die Macht kam und versuchte, die Auflösung Rußlands rückgängig zu machen, ist er kaum auf ideologischen Gegenwind gestoßen. Er wurde vielmehr von Wirtschaftsklüngeln herausgefordert, deren Interessen er erkannte, und von den aktiveren

Einflußagenten, die tief in die Spionage im Dienste des Westens verwickelt waren. Die absolute Mehrheit der Liberalen hat sich rasch in »Unterstützer Putins« verwandelt und sich den persönlichen patriotischen Sympathien des neuen Staatsoberhauptes angepasst. Auch die Leitfiguren des russischen Liberalismus – Gaidar, Chubais u.s.w. – haben sich wie gewöhnliche Opportunisten benommen; ihnen konnte der ideologische Inhalt von Putins Reformen kaum mehr egal sein.

In Rußland ist der Liberalismus, trotz der ganzen 90er Jahre, nicht tief eingedrungen; er hat keine politische Generation authentischer, überzeugter Liberaler hervorgebracht. Er hat auf Rußland hauptsächlich von außen gewirkt, was schließlich zu einer Verschlechterung der Beziehungen zu den USA, zur Obstruktion Putins und seines Kurses durch den Westen und, als Antwort, zu Putins Münchener Rede geführt hat.

Weil die Anzahl bewußter Liberaler während der entscheidenden Wendezeit sich als keinesfalls höher als die Anzahl bewußter Kommunisten am Ende der 80er Jahre erwies, hat Putin nicht auf deren ideologischer Verfolgung bestanden, sondern nur die zügello-

sesten der liberalen Oligarchen und direkten Einflußagenten, die durch unverschämte Gesetzlosigkeit auffielen, kontrolliert. (Dugin: 165f)

Zweifellos ist Putin das Paradebeispiel eines autoritären Politikers. Liberalität – im Sinne eines Erduldens, gar Förderns von Dissidenten – und „Demokratie“ – im Sinne einer instabilen Herrschaft wechselnder Parteien, die um die Stimmen von Interessengruppen massenmedial wetteifern – lehnt er ab. Allzu strapazieren sollte man diesen Vorwurf des Antiliberalismus und Antidemokratismus aber nicht – in Rußland gilt ein 13-prozentiger Einheitssteuersatz, und Putin hat Zustimmungsraten zwischen 70 und 80 Prozent. So hoch sind im Westen sonst nur Ablehnungsraten (Frankreichs Präsident Hollande lehnen derzeit etwa 80 Prozent der Franzosen ab). Primär geht es bei Putins Politik aber auch nicht um klare Ideologie, sondern um geopolitisches Gewicht, das innerhalb der russischen Interessensphäre Souveränität erlauben soll. Zum Ersten Weltkrieg hin war diese Sphäre primär der slawische Balkan; das Va-

kuum des schwächelnden Osmanischen Reiches lud zu offensiver Sphärenerweiterung. Heute sieht sich Rußland stärker eingeeengt und in der Defensive – und durch die öffentliche Meinung im Westen ungerecht behandelt. Aus russischer Sicht befindet es sich in einem enger werdenden NATO-Kessel, während die USA und in die EU laufend innerhalb der russischen Interessensphäre (der eurasische „Großraum“) intervenieren.

Schon lange vor dem Ersten Weltkrieg war die russische Großraumpolitik an Grenzen gestoßen. Ein Konflikt über den Führungsanspruch der Christenheit war der Anlaßfall für den Krimkrieg von 1853 bis 1856. Rußland hatte sich zur Schutzmacht von Jerusalem erklärt – es ging aber schon damals um Ansprüche als Nachfolgemacht des Osmanischen Reiches. In Jerusalem kam es daraufhin zu blutigen Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Orthodoxen. Großbritannien stützte das Osmanische Reich, um eine russische Expansion zu verhindern. Und ausgerechnet Napoleon III., der geopolitischen Anspruch mar-

kieren wollte, erklärte sich zum Patron der Katholiken und griff in den Krieg zwischen Rußland und Osmanischem Reich ein, um Jerusalem für die Katholiken zu erobern. Im Zuge des Konflikts brach Österreich mit seinem damaligen Verbündeten Rußland, schlug sich aber auch nicht völlig auf die andere Seite. Preußen blieb neutral. Die Folge davon war, das Österreich geschwächt und Preußen gestärkt wurde. Rußland erwies sich in dem Konflikt als technologisch rückständig im Vergleich zu Frankreich und Großbritannien, dem Osmanischen Reich jedoch freilich überlegen, das nun als „kranker Mann am Bosphorus“ künstlich aufgepöppelt und de facto zu einem britischen (und teilweise französischen) Protektorat wurde. (Zu den verhängnisvollen Dynamiken im Nahen Osten, die darauf zurückgehen, siehe Scholien 02/13.) Fünfzig Jahre später wurde das geopolitische Streben Rußlands dann auch im Osten eingebremst durch die aufstrebende Regionalmacht Japan. Felix Somary schilderte die Bedeutung des Russisch-Japanischen Krieges wie folgt:

Aber in der Nacht vom 8. zum 9. Februar 1904 überfielen die Japaner ohne Kriegserklärung die russische Flotte in Port Arthur und vernichteten sie. Die Nachricht war in Wien nach Mitternacht eingetroffen. Gegen zwei Uhr morgens, wenn ich mich nicht irre, rief mich der Herausgeber der führenden Wiener Zeitung, der »Neuen freien Presse«, Moritz Benedikt, an – ich war mit ihm bei Menger bekannt geworden – und fragte mich um meine Meinung. Ich antwortete kurz: »Neunzig Friedensjahre haben ihr Ende gefunden, nun beginnt die Zeit der Kriege und Revolutionen.« [...]

Zwei Folgerungen ergaben sich aus dem japanischen Sieg: Konnte man wirklich in einer Generation vom Feudalsystem zur modernen europäischen Wirtschaft übergehen, war diese doch nicht etwas Einmaliges, wie man es uns von so vielen Seiten, namentlich vom Marxismus her, darzustellen beliebte, sondern nur kommerzialisierte Verkehrswirtschaft, von jedermann kopierbar. Wie haben die Japaner so rasch ihre Kriegswirtschaft entwickelt? Sie kamen nicht den Weg von der Konkurrenz zum Monopol, sie sprangen zum Monopol direkt vom Feudalismus her. Und wenn nun die Japaner in die Konkurrenzlinie eintra-

ten, war die Überlegenheit der Europäer bei den Arbeitern oder nicht vielmehr bei den Unternehmern? Stand nicht der europäische Arbeiter dem japanischen fast wie ein Kapitalist oder zumindest als Teil des europäischen Kapitalismus gegenüber, dem europäischen Unternehmer weit näher als dem ostasiatischen Proleten? Viele unter den Sozialisten spürten dies, wenige gaben es zu. Mächtig gährte es unter den sozialistischen und polnischen Studenten. Wenn das kleine Inselreich todesmutig auf den Feind der Freiheit, den russischen Koloß, losging, warum blieb Österreich ruhig? Konnte sich ihm je eine bessere Chance bieten? Bitter sprach man über den alten Großpapa am Staatsruder, und die merkwürdigste Gesellschaft gebärdete sich imperialistisch. Kaum je wieder im Leben konnte man soviel heiße Leidenschaft sehen, sie steckte beinahe auch die Kühlen an. Aber die Regierung des alten Kaisers kümmerte sich nicht um die jungen Buben. Eine europäische Großmacht war von Barbaren angegriffen worden – es wäre verrückt, solches auszunützen. (Somary: 44f)

Deutscher Kapitalismus

Daß Rußland nun auch den vermeintlich barbari-

schen Japanern unterlag, untergrub die Zarenherrschaft, trotz beachtlicher militärischer und technologischer Fortschritte seit dem Krimkrieg, beträchtlich. Die Zeichen standen auf Revolution – zuerst jene von 1905, die zu zahlreichen Zugeständnissen führte, und schließlich jene von 1917: Sturz des Zaren und Beginn der Sowjetunion. Somary verweist darauf, wie einschneidend 1904 erlebt wurde. Die Japaner zeigten, wie ein Massentaat durch Organisation in kürzester Zeit zu einer Militärmacht werden konnte. Dies beflügelte wohl manche Fantasie und Befürchtungen in Europa. Wichtig ist in dem Zusammenhang, daß die Deutschen damals in Europa ähnlich wahrgenommen wurden wie die Japaner und heute die Chinesen. Innerhalb kurzer Zeit hatten die Deutschen nämlich zu den Industriestaaten aufgeschlossen, zunächst durch Imitate und Industriespionage, dann zunehmend durch eigene Innovationskraft, die durch sprichwörtlichen Fleiß und Organisationsgabe große Wirkung erzielte:

In den Jahren von 1860 bis 1913 vervierfachte sich der

deutsche Anteil an der weltweiten Industrieproduktion, während der britische Anteil um ein Drittel sank. Noch beeindruckender war der wachsende deutsche Anteil am Welthandel. Im Jahr 1880 kontrollierte Großbritannien 22,4 Prozent des Welthandels; die Deutschen belegten zwar den zweiten Platz, hatten aber mit 10,3 Prozent einen deutlichen Rückstand. Im Jahr 1913 hingegen war Deutschland mit 12,3 Prozent Großbritannien hart auf den Fersen, dessen Anteil auf 14,2 Prozent geschrumpft war. Wohin man auch blickte, waren die Konturen eines Wirtschaftswunders zu erkennen: Von 1895 bis 1913 schnellte die deutsche Industrieproduktion um 150 Prozent in die Höhe, die Metallproduktion um 300 Prozent, die Kohleproduktion um 200 Prozent. Im Jahr 1913 erzeugte und verbrauchte die deutsche Wirtschaft 20 Prozent mehr Strom als Großbritannien, Frankreich und Italien gemeinsam. (Clark)

Friedrich Naumann schrieb von einem „deutschen Kapitalismus“, der auf großen Unternehmen mit tüchtigen, gebildeten und disziplinierten Arbeitern beruhte, und dem „englischen Kapitalismus“ Konkurrenz bedeutete. Letzterem folge der „deutsche“

als ein „unpersönlicher Kapitalismus zweiter Stufe“ nach:

Der unternehmende Kapitalist erster Periode erwuchs, wie Sombart uns zeigt, in Ober- und Mittelitalien, Frankreich, London, Amsterdam, und kommt nur als Einfuhr fremden Könnens von dort nach dem Hinterlande Mitteleuropa. Dieser Kapitalist findet und schafft sich seine Welthauptstadt in London. Er steht dort auf der Höhe seiner Herrschaft und bedroht von da aus den nach ihm kommenden Typ des Kapitalismus, die neue, mehr unpersönliche Waffenform des individuell begonnenen neuen Arbeitsmenschentums, als deren gefährlichen Heimatort er Berlin (und wohl auch in etwas anderem Sinn New York) betrachtet. Wenn man den Ursachen des Weltkrieges bis auf die Wurzel nachgeht, so wird man bei Betrachtung der englisch-deutschen Gegnerschaft auf diesen grundlegenden Unterschied zweier verschiedenen Grundformen des kapitalistischen Menschentums gelangen. Der Kapitalismus erster Periode wehrt sich gegen den sich anmeldenden Kapitalismus zweiter Stufe, den disziplinierten Normal-Kapitalismus Deutschlands. Dieser ist ihm das Unerträgliche an sich. (Naumann: 104)

Naumanns interessante These ist, daß diese gefühlte Konkurrenz zu einer wachsenden Deutschfeindlichkeit führte. Nach 150 Jahren „Arbeit und Erziehung“ hätten die Deutschen eine solche Organisationskraft entwickelt, daß es den anderen Nationen mulmig wurde. Clark bestätigt diese These:

In Großbritannien schwang bei den Worten »Made in Germany« sehr stark das Gefühl einer Bedrohung mit, nicht weil die deutschen Handels-oder Wirtschaftspraktiken aggressiver oder expansionistischer als andere waren, sondern weil sie die Grenzen der britischen Weltherrschaft aufzeigten. [...] Die deutsche Wirtschaftsmacht gab den politischen Ängsten der Entscheidungsträger auf ähnliche Weise Nahrung wie die chinesische Wirtschaftsmacht heute. Dabei war das Aufkommen einer Germanophobie in der britischen Außenpolitik keineswegs unvermeidlich. Sie war nicht allgegenwärtig, nicht einmal in den obersten Etagen des Foreign Office selbst, und in der übrigen politischen Elite war sie noch schwächer ausgeprägt. (Clark)

Erst nach und nach setzten sich deutschfeindliche,

und damit interventionistische Kräfte in Großbritannien durch. König Eduard (Edward VII.) begünstigte diese Kräfte, da er selbst ein traumatisches Erlebnis mit der preußischen Disziplin hatte:

Sein ganzes Erwachsenenleben hindurch bewahrte er eine dezidierte Feindseligkeit gegen Deutschland. Offenbar wurzelte diese Antipathie teilweise in seiner Auflehnung gegen seine Mutter Königin Viktoria, deren Haltung gegenüber Preußen er als zu freundlich empfand, sowie in seiner Angst und Abscheu gegen Baron Stockmar, den ersten deutschen Pädagogen, den Viktoria und Albert eingestellt hatten, um den jungen Eduard einem schonungslosen Regime unermüdlichen Studierens zu unterwerfen. Der deutsch-dänische Krieg von 1864 war eine prägende Episode in der Anfangszeit seiner politischen Tätigkeit. Eduards Sympathien lagen in dem Konflikt eindeutig bei den dänischen Verwandten seiner jungen Braut. Nach der Thronbesteigung war Eduard ein wichtiger Mentor der antideutschen Gruppe von Entscheidungsträgern um Sir Francis Bertie. (Clark)

Naumann beschrieb den „deutschen Kapitalismus“

als ein Phänomen, das am ehesten der rapiden Industrialisierung der asiatischen Tigerstaaten entspricht. Dabei hätte der Staat eine wesentliche Rolle gespielt:

Wir sind bei allem Streit der vielen gegeneinander kämpfenden Interessenverbände ein einheitliches Volk, großartig einheitlich in dieser Weise der praktischen Lebens- und Arbeitsverfassung. Daran hat Volksschule, allgemeine Wehrpflicht, Polizei, Wissenschaft und sozialistische Propaganda zusammen gearbeitet. Wir wußten kaum, daß wir im Grunde alle dasselbe wollten: die geregelte Arbeit der zweiten kapitalistischen Periode, die als Übergang vom Privatkapitalismus zum Sozialismus bezeichnet werden kann, falls man nur das Wort Sozialismus nicht als bloße proletarische Großbetriebserscheinung annehmen, sondern frei und weit fassen will als Volksordnung zur Erhöhung des gemeinsamen Ertrages aller für alle. Dieser neue deutsche Mensch ist das Unbegreifliche für die Individualistenvölker, denn er erscheint ihnen teils als Rückfall in vergangene gebundene Zeiten und teils als künstliche Zwangskonstruktion, die das Menschentum verleugnet und vergewalt-

tigt. (Naumann: 109)

Das klingt fürchterlich, und wir sind wieder auf dem ideologischen Glatteis, auf das sich Naumann begab. Für Naumann sind nämlich Kapitalismus und Sozialismus eigentlich Synonyme. Es geht dabei um die Koordination im Rahmen einer immer internationaler ausgerichteten Arbeitsteilung. Warum sieht Naumann den Unterschied nicht zwischen einer Koordination über den Markt und einer per Befehl? Es liegt an der Zeit – wir müssen nun wieder auf den Ersten Weltkrieg vorgreifen. Im Zuge des Ersten Weltkriegs war die Marktordnung zerstört worden. Zerstückelte Teile wirtschafteten nun im Gefängnis nationaler Schranken. Felix Somary erklärte die Probleme, um deren pragmatische Lösung er sich bemühte:

Die österreichisch-ungarische Monarchie, bis dahin ein einheitliches Zoll- und Währungsgebiet, war durch den Friedensvertrag in acht verschiedene Staaten aufgeteilt worden. Die industriellen Unternehmen der österreichischen Großindustrie hatten entsprechend zersplittert werden müssen. Um die

Einheit der Leitung zu wahren, tauschte ich die Aktien einer Reihe führender Unternehmungen in Aktien von Holdinggesellschaften um, die ich in der Schweiz errichtete. In allen Fällen wurde die Genehmigung der Regierung eingeholt. Durch diesen Vorgang wurde das industrielle Chaos verhütet, das sonst als Folge des katastrophalen Friedens von St.-Germain eingetreten wäre. (Somary: 198)

Sowohl Kriegs-, als auch Nachkriegszeiten stehen im Zeichen zentraler Planung und Organisation. Daher gehörte dem Sozialismus nach dem Ersten Weltkrieg die Zukunft; er galt als unvermeidliche Kraft. Es war nur die Frage: wessen Sozialismus? Für Naumann bedeutet „Sozialismus“ schlicht Organisation, und trotz seiner Betonungen läßt er im Vergleich zu Zeitgenossen privater Wirtschaftstätigkeit noch relativ viel Raum. Das Paradoxon wird deutlich, wenn er über die Zeit eines geeinten Mitteleuropas schreibt:

Sobald wir nur erst zusammengeschlossen sind, dann machen wir den gemeinsamen Wirtschaftsplan als einen Teil des entstehenden Weltwirtschaftsplanes.

Wir überlegen, was wir haben, was wir selber herstellen, was wir kaufen müssen und was wir verkaufen können, dadurch bekommt alle unsere Arbeit noch viel mehr Klarheit und Übersichtlichkeit. Wir rechnen für uns alle zusammen. Dabei helfen alle Wirtschaftsverbände der Unternehmer, Angestellten und Arbeiter. Das wird unser praktischer weltwirtschaftlicher Sozialismus. (Naumann: 197)

Sein „weltwirtschaftlicher Sozialismus“ ist also eigentlich ein Etikettenschwindel – sehr praktisch, nicht ideologisch: Es geht darum, durch Diplomatie und Bündnisse den Welthandel wieder aufzurichten. Würden die Deutschen aber nach dem Ersten Weltkrieg wieder wirtschaftlich erstarken, wäre auch die Feindschaft wieder da – darum ist für Naumann Wirtschaftspolitik nicht ohne Militär denkbar. Ein auch militärisch geeintes Mitteleuropa solle dann bloß defensiv seinen „Großraum“ schützen, wozu freilich als Erbe Österreich-Ungarns auch der Balkan zählte. Naumann zeichnete gut die seelische Kränkung der Deutschen nach, die später auch Hitler rührte: Die Engländer

galten einst als Vorbild, und die Sympathie war zunächst auch beidseitig. Doch kaum erreichten die Deutschen das Vorbild, wurden sie zurückgewiesen – eine ganz ähnliche Kränkung hat die arabische Seele im Orient erfahren (siehe Scholien 02/13). Naumanns Worte sind prophetisch und paradox, sie schildern das preußische Erfolgsmodell und verkünden den Aufstieg der Nazis, aus einem bizarren liberaldemokratischen „Nationalsozialismus“ heraus, der eigentlich bloß Frieden und Freihandel will, aber in einem kollektivistischen Zeitalter in verhängnisvoller Weise falsch verstanden wird – auch von Naumann selbst:

Die guten tollen Deutschen von einstmals waren darum auch kein Gegenstand der allgemeinen Befindung. Man sah sie wohl gelegentlich als plump an und wünschte ihnen ein größeres Maß von französischer Politur, aber man hatte im Grunde nichts gegen den braven Bären, der sich hin und her kollern ließ und noch selber dazu lachte. Daß dieser alte, behaglich plumpe, ordentliche Kerl aber eines Tages seinen Traum abschütteln und als Denker der Arbeit aufste-

hen würde, das ahnte draußen niemand. Selbst als man Philosophen erster Größe unter uns aufsteigen sah, ahnten die Fremden noch immer nicht, daß das eine praktische und wirtschaftliche Wandlung des deutschen Wesens bedeutete, denn auch wir selbst merkten ja kaum, wie sehr unsere Philosophen praktische Propheten waren. Man hielt sie für Begriffskünstler und Weltverbesserer, ohne zu fühlen, daß von ihnen aus ein Arbeitsgeist voll Vernunft das ganze Volk in einem Jahrhundert umwandelte. Ja die Denker selbst übersahen noch nicht, wozu sie da waren. Sie dachten an reine und praktische Vernunft im Sinne der Einsicht und der Moral. Nach ihnen aber kamen ihre Schüler und versuchten die gedachte Vernunft in Staat, Recht und Wirtschaft hineinzuschieben. Auch das wurde immer noch kein vollkommenes Werk, aber wiederum in einer nächsten Generation fanden sich dann in allen Arbeitsgebieten scharf erzogene Denker der wirklichen Möglichkeiten. Weder Bismarck noch Savigny noch Helmholtz noch einer der beiden Siemens ist ohne dieses Philosophenöl in zweiter bis dritter Umgießung zu denken. Unsere technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen sind deutsche Denkeranstalten mit Verwirklichungs-

zwecken, heute fast charakteristischer für unsere nationale Art als die alten bewährten Universitäten. Hochschule mit Verwirklichungszweck, das ist das Neue, das wir selbst uns erst aneignen mußten und das die Völker der älteren Kulturen uns innerlichst übelnahmen, als es erstand, weil für sie das Wissen mehr ein feines Spiel ist als ein zweckbewußtes Können.

Die Engländer sind in früherer Vergangenheit bis zu dieser technisch-organisatorischen Wendung unseres Wesens immer recht wohlwollend gegen uns Deutsche gewesen. Der englische tiefe Denker Carlyle zwar begriff, was sich im Deutschtum vorbereitete, aber seine Landsleute nahmen was vor Augen lag: die Deutschen machen gute Schulen und kaufen englische Maschinen! Erst als sie auf Grund ihrer Schulen dann selber Maschinen herstellten und den fremden Völkern anboten, da verlor sich das englische Wohlwollen, denn wie konnte sich der gelehrte Bruder auf dem Kontinent unterstehen wollen, nun auch ins Geschäft seine Hände zu stecken? Dieser gelehrte deutsche Techniker in allen Berufen erschien wie eine Ungehörigkeit an sich. So war die alte englische Welt nicht eingerichtet, daß Denken und Welthandel einen

methodischen Arbeitsbund miteinander machen! Von dieser merkwürdigen Wendung an fühlte der gebildete Engländer sich vom Deutschen getäuscht und nannte ihn einen bösen Konkurrenten, was er in der Tat nun auch wurde, und zwar auf Grund der englischen Weltparole vom freien Spiel der Kräfte, aber mit einer anders geschulten Kraft.

Wie sehr übrigens die neue deutsche Arbeitsmethode eine Fortsetzung des deutschen schulmäßigen Denkens ist, kann man nur begreifen, wenn man die deutsche Behandlung wichtiger Aufgaben von seiten führender Männer mit der entsprechenden ausländischen nichtdeutschen Behandlung vergleicht. Unsere Finanzpolitik hat einen fühlbar doktrinären Zug, ist aber gerade darum sehr erfolgreich. Unsere Militärausbildung ist stark lehrhaft, aber nicht zu ihrem Schaden. Unsere Großkaufleute sind beinahe Volkswirtschaftler und Statistiker von Beruf. Unsere Forstwissenschaft ist fast so gut auseinandergedacht wie ein Handbuch der Sprachlehre. Unser Schiffsbau ist voll von Mathematik, unsere Stahlplatten sind wissenschaftliche Werke, unsere Farben sind ausgedachte Chemikalien. Es tritt in dem allen weniger der unmittelbare Erfindungsgeist des glücklichen Zufalls zutage

als der sorgfältig erzogene Fleiß. Oder anders gesagt: man glaubt bei uns an gemeinsame Arbeit.

Der Zusammenhang mit der schulmäßigen Wissenschaft, den wir überall in der neuen Landwirtschaft und in allen Gewerbeunternehmungen größeren Umfanges entdecken, war und ist auch die Eigentümlichkeit der deutschen Sozialdemokratie. [...] die Tatsache selbst, daß wir die theoretischste Arbeiterbewegung der Welt besaßen, gehört zum Bilde des deutschen Wirtschaftsvolkes. Diese Arbeiterschaft zusammengebunden mit unseren geschulten Unternehmern, mit unseren Syndikatsleitern, mit unseren Geheimräten und Offizieren ergibt nicht die anmutigste und amüsanteste Gesellschaft, die es geben kann, aber die wirksamste, sicherste, ausdauerndste menschliche Maschinerie. Diese lebendige Volksmaschine geht ihren Gang, ob der Einzelmensch lebt oder stirbt, sie ist unpersönlich oder überpersönlich, hat ihre Reibungen und Störungen, ist aber als Ganzes etwas, was gerade so vorher nie vorhanden sein konnte, unser geschichtlich gewordener Charakter.

In dieser unserer deutschen Arbeitsweise sind wir alle durch den Verlauf des Krieges sehr bestärkt worden. Vom ersten Tage an wurde der uns aufgedrungene

Krieg wie eine notwendige ganz allgemeine Pflicht und Arbeit angesehen, die eben getan werden muß. Jedermann erwartete von den verantwortlichen Stellen eine bis in kleinste gehende durchdachte Organisation. Sobald man fühlte, daß sie vorhanden war, fand man die Truppen und Heimatkräfte zu den größten und seltensten Anstrengungen bereit, ohne sich dieses zum besonderen Verdienst anzurechnen. Der Krieg war eben nur die Fortsetzung unseres Lebens mit anderen Mitteln, aber im Grunde mit den gleichen Methoden. Darin wohl liegt das Geheimnis der Erfolge. Wir siegen weniger durch Einzelpersonen als durch das anerzogene Gefühl für gemeinsame schwierige Arbeit und die, welche auszogen, uns zu sich zu befehlen, mußten im Kampfe versuchen, uns zu gleichen. Wenn unsere Gegner diesen inneren Zusammenhang zwischen Kriegs- und Friedensarbeit als „Militarismus des Deutschtums“ bezeichnen wollen, so kann uns das nur recht sein, denn in der Tat wirkt die preußische Militärzucht durch uns alle hindurch vom Industrieadmiral bis zum Erdarbeiter. Was wir ablehnen, ist nur der Nebenton, der sich mit dem Worte Militarismus verbunden hat, und der im Kasernenbetrieb der Friedensjahre schwer ganz fernzu-

halten ist. In der gemeinsamen Wertschätzung der freiwilligen Zucht eines großen Volks-, Kriegs- und Arbeitsheeres werden wir sicherlich aber nach dem Krieg noch viel enger unter uns verbunden bleiben, solange als noch Menschen leben, die in diesem Kampf ihren Posten ausgefüllt haben. Mag's gehen wie es will, das Deutschtum hat seine gewaltige Taufe empfangen: der Geist der Nation war und ist vorhanden! Wir sind in unserem Wesen als Einheit uns selbst und der Außenwelt offenbar geworden. Jetzt handelt es sich darum, dieses im unheimlichsten Kampf erprobte deutsche Wesen bis ans Ende durchzuführen. Das wird und soll am Tage nach dem Friedensschlusse beginnen.

An diesem Tage holen nämlich alle Reichs- und Staatsämter und Parteien und Verbände ihre Notizblätter heraus, auf denen steht, was nach dem Krieg anders werden soll. Ich wette, daß drei Viertel dieser Blätter das Wort enthalten: bessere Organisation! Unser Auslandsdienst, unser Rotes Kreuz, unser Lazarettwesen, unsere Militärkleidung, unser Militäreinkauf, unsere Pferdebeschaffung, unsere Nahrungsversorgung, alles dieses und vieles andere soll noch ganz anders straff durchdacht und vorberechnet sein, damit

wir nicht wieder so dastehen wie jetzt in den Ratlosigkeit der Nahrungsdebatten. Da nun aber jede Organisation wieder in Statistik, Gruppierung, Zergliederung, Zusammenfassung, Kontrolle und Ordnung besteht, so wächst von allen Seiten der Staats- oder Nationalsozialismus, es wächst die „geregelte Volkswirtschaft“. Fichte und Hegel nicken von den Wänden: der Deutsche wird erst recht nach dem Krieg staatlicher Wirtschaftsbürger mit Leib und Seele, sein Ideal ist und bleibt der Organismus, nicht die Willkür; die Vernunft und nicht der blinde Kampf ums Dasein. Das ist unsere Freiheit, unsere Selbstentfaltung. Damit werden wir unseren Geschichtstag erleben wie es andere sieghafte Völker mit anderen Künsten und Tüchtigkeiten in anderen Zeitaltern taten. Unsere Periode bricht an, wenn der englische Kapitalismus seine Höhe erreicht und überschritten hat, und für diese unsere Periode haben uns Friedrich II., Kant, Scharnhorst, Siemens, Krupp, Bismarck, Bebel, Legien, Kirdorf, Ballin zusammen erzogen. Für dieses unser Vaterland sind unsere Toten im Felde gestorben: Deutschland in der Welt voran! (Naumann: 110ff)

Als Politiker spielt Naumann mit dem Feuer: Er

muss zeitgeistige Motive heranziehen, um hinreichend Pathos aufzubauen, das dann die träge Masse in Bewegung setzen kann. Der Führer, nach dem er rief, sollte kommen. Naumann hat die Perversion seines Ansatzes nicht mehr erlebt. Wenn ein Milosevic oder ein Putin heute die deutschen Denker und Politiker der Vergangenheit lesen, werden sie Doppelmoral vermuten: will man den Slawen keine geopolitische Organisationskraft gönnen? Naumanns Vokabular ähnelt dem von Dugin, warum ist der eine kanonisierter Ahnherr der Liberaldemokraten, der andere inakzeptabler Extremist? Die Wirkung von Ideen kommt eben immer stark auf den Kontext an. Was für Naumann Mitteleuropa – vom Baltikum bis zur Türkei –, ist für Dugin der „russische Großraum“ – ebenfalls zwischen Europa und Asien.

Für Dugin ist Naumann aber gewiss ein Vertreter des „Logos“. Der Preuße Naumann war sich allerdings dessen bewusst, daß die rationale Organisationsdisziplin auch ihre dunkle Seite hat. Felix Somary verglich die deutsche Mentalität der Zeit

mit der österreichischen und kam zu folgenden Schlüssen, die den strengen Militarismus zwar deutlich machen, aber zugleich relativieren:

Wien war theoretisch tiefer, aber Berlin hatte stärkere Organisations- und Durchschlagskraft. [...] Berlin war damals national. Wien hatte viele Nationen zu behandeln und war darum international. Man behauptete, es gäbe keinen arroganten Wiener und keinen bescheidenen Berliner – das stimmte aber nicht. Der Berliner war wie der heutige New-Yorker zu rasch in eine Weltposition hinaufgestiegen, und seine Handelsagenten traten im Ausland anmaßend auf aus innerer Unsicherheit. Es gab einen Typ von Offizieren und Beamten von schnoddriger Überheblichkeit. [...] Freilich sah der katholische Österreicher die Macht als böse an – was ja von ihm der Engländer Lord Acton übernahm –, während sie vielen Preußen als Grundlage ihres Staates erschien.

Die Verehrung Friedrichs II. und der preußische Herrenkult waren bei den Berliner Kleinbürgern weitverbreitet, und der Stolz auf die Reserveoffiziers-Position war etwas dem deutschen Oberbürgertum Eigentümliches. Man sah viel Uniformen und hörte viel Lärm

von Kolonial- und Flottenvereinen. Aber an Aggressivkrieg oder gar an Welteroberungspläne dachte kein ernsthafter Mensch – wenn man von denen absah, deren Beruf die Vorbereitung von Plänen für alle Fälle war. Man hat später oft behauptet, in Deutschland zirkuliere das Wort »zuerst Elsaß, dann Europa, dann die ganze Erde« – es stammt aber von Heinrich Heine! Für die Generation noch vor der Jahrhundertwende hatte Bismarck das Prinzip der politischen Sättigung eindrücklich genug verkündet, ja selbst die Annexion Lothringens als politischen Fehler gebrandmarkt. Wie scharf die deutschen Schiffahrtskreise gegen jede Provokation Englands standen, wußte ich aus enger Fühlungnahme mit Albert Ballin, dem Leiter der Hapag und Freund Cassels, der vom Kaiser mehr als ein anderer zu Rat gezogen wurde. Das Interesse an kolonialer Betätigung war auf enge Kreise beschränkt, und die dort investierten Kapitalien waren von mäßiger Höhe. Oft beklagte sich bei mir der rührige Hamburger Bankier Max Warburg über das geringe Interesse, das den Südseekolonien entgegengebracht werde. (Somary: 99f)

Naumann spürte eine gewisse Übertreibung in der preußischen Mentalität, die auch ihm eigen war,

und wünschte sich daher eine Synergie mit einem „chaotischeren“ Element, das er im durch den Balkan dominierten Österreich-Ungarn vermutete:

Darum weisen wir alle Vorstellungen ab, als sei das gemeinsame Wirtschaftsvolk nur einseitig eine Ausdehnung unserer norddeutschen landwirtschaftlichen und gewerblichen Methoden bis an die untere Donau und nicht gleichzeitig eine umgekehrte Flutung vom Süden nach dem Norden. Nicht Beherrschung, sondern Mischung! Wir haben mehr Pferdekkräfte und ihr mehr Melodie. Wir denken mehr in Quantitäten, die Besten von euch aber mehr in Qualitäten. Laßt uns zusammen gießen, was wir beide vermögen, so bekommt erst die harte neudeutsche Kultur durch eure Mithilfe denjenigen Hauch von Anmut, der sie für die Außenwelt erträglich macht. (Naumann: 130)

Diese „neudeutsche Kultur“ habe den Kapitalismus eigentlich nach Österreich gebracht. Eine besondere Rolle, so die naheliegende These Naumanns, hätten dabei die deutschsprachigen Juden gespielt:

Schon jetzt haben die Österreicher und Ungarn unser Leben mit uns gelebt, denn sie alle, auch die anders-

sprachigen, sind wirtschaftlich unseres Blutes. Die Deutschösterreicher saßen mit uns auf unseren Schulbänken und lieferten uns vortreffliche Mitarbeiter und Lehrer derselben Technik und Gesinnung, aber auch die Tschechen oder Polen oder Magyaren konnten zwar oft antideutsch und uns unfreundlich sein in außergeschäftlichen Regungen und Lebensgefühlen, aber dem Magnetismus unserer Arbeitsmethode haben sie sich trotzdem nicht entzogen, dachten gar nicht daran. Für sie alle war Frankreich das Idealland der feineren Sitte, England die technische und finanzielle Weltkönigin jenseits aller kontinentalen Streite, Rußland vielleicht die geheimnisvolle Zukunftsmacht unbegrenzter Möglichkeiten, aber das Wirtschaftsleben aller österreichisch-ungarischen Nationen und Volksteile ist ganz überwiegend deutschen Ursprungs. Sie nahmen, vielfach ohne es besonders zu wissen und zu wollen, die internationale technische und geschäftliche Entwicklung aus deutschen Händen. Oft waren deutsch-sprechende Juden dabei die Vermittler. Ihre Mitwirkung ist nicht zu unterschätzen, denn was es in Österreich und Ungarn an Banken, Aktiengesellschaften, Verkehrsmitteln, Getreidelagern, Holzversendungen und auch Fabrikationen gibt, bewegt sich

vielfach inmitten aller partikularistischen Nationalitäten dadurch, daß der polnische, magyrische, tschechische und deutsche Jude sich untereinander immer zu verstehen pflegen. Trotz alles Protestes der Antisemiten sind die Juden ein unentbehrlicher Bestandteil des Wirtschaftsvolkes der Doppelmonarchie. Ihnen ist zwar meist der eigentlich militärisch-organisatorische Kern des deutschen Wirtschaftscharakters fremd, aber sie sind geborene Erzieher zur Geschäftlichkeit an sich und damit Vorbereiter und Zurechter der modernen Arbeit. (Naumann: 114)

In der Tat war die Häufung von Juden unter den Industriellen Österreichs offensichtlich. Naumann war ganz und gar kein Antisemit. Er kontrastiert zwar den unternehmerischeren Charakter der Juden mit dem „militärisch-organisatorischen Wirtschaftscharakter“ der Preußen, sieht darin aber keinen Widerspruch. Das ist ja eben das Paradoxe an Naumanns Denken, in dem gewiss ein Funke Wahrheit – nämlich wahrer Widersprüchlichkeit steckt. Bei den Preußen vereinte sich Wirtschaftskraft mit Etatismus, eben ganz ähnlich wie im Falle Japans und danach der Tigerstaaten.

Naumann zeigte sich sehr pragmatisch. Nach dem Kollektivismus der Kriege sei völliges *Laissez-Faire* unrealistisch, gar gefährlich. Der Staat sei nötig, um den von ihm angerichteten Schaden etwas zu reparieren. Sonst würden sich die Menschen sofort gegen die Wirtschaftsfreiheit wenden, wenn sie direkt aus der Kriegsplanwirtschaft in eine freie Wirtschaft entlassen würden. Naumann spricht davon, daß die Insassen der durch die Kriege errichteten, protektionistischen „Wirtschaftsgefängnisse“ nach der Freilassung eine „sorgfältige Diät“ nötig haben, „um nicht von der Freiheit stärker erschüttert zu werden als vom Gefangensein“ (Naumann: 153).

Dabei verteidigt er das Ziel „kapitalistischen“ Wachstums, für das die Menschen vorbereitet werden müßten. Leistungssteigerung, das heißt Erhöhung der Produktivität, ist dabei die wichtigste Devise. Das Erfolgsrezept der „neudeutschen“ Wirtschaftskultur sei eben Erziehung, Disziplin und Effizienz gewesen. Es müsse immer mehr Arbeit durch immer weniger Menschen

durchgeführt werden, aber nicht durch maschinenhafte Aufteilung wie im Taylorismus, sondern durch Verbesserung des Menschen. Die Beamten sollten dabei als Vorbild vorangehen – auch bei dieser Empfehlung bezieht er sich auf Eugen von Philippovich und schließt:

Wirtschaftlich ist derjenige Staat der beste, der die meiste öffentliche Arbeit mit den wenigsten Angestellten durchführt. (Naumann: 120)

Anstelle eines bürokratischen Staates mit direkter Wirtschaftslenkung, schlägt er als Mittelweg zwischen freiem Unternehmertum und politischer Anleitung Syndikate mit Arbeitersicherung vor. Darunter versteht er Zusammenschlüsse von Unternehmern, die eine Pauschalsteuer an den Staat abliefern und für die Mitarbeiter ein soziales Netz mit staatlicher Unterstützung aufbauen. Die Steuerfrage ist deshalb wesentlich, weil nach dem Ersten Weltkrieg enorme Zahlungen an die Kriegsgewinner zu leisten waren. Die Deutschen können sich, so dachte Naumann, nur durch massive nationale Anstrengung – staatlich unterstützte Pro-

duktivitätszuwächse – wieder aufrichten. Das bedeutete eine weitere Umstrukturierung der Wirtschaft hin zu Großkonzernen, die für das Erreichen von Exportmärkten in einer politisierten Welt auf Politik angewiesen sind. Der romantischen Sehnsucht nach dem bitteren Erwachen aus dem 19. Jahrhundert im Wahnsinn des 20., die das moderne Wirtschaften als „kapitalistisch“ ablehnt, tritt er verständnisvoll und mit guten Argumenten entgegen. Einerseits ging er auf das Empfinden des „vorkapitalistischen“ Kleinbürgertums ein, das letztlich nahezu geschlossen zu den Nationalsozialisten überlaufen sollte:

Wenn wir also die eigentlichen Alten suchen, so sind sie nicht innerhalb der Wirtschaftsverbände zu finden, sondern es sind die einzelnen: die gebrechlich werdenden Normalmenschen der abgelaufenen vorhergegangenen Wirtschaftsperiode; die vielen kleinen Müller, Hausschlächter, Seiler, Gerber, Schneider oder Schuhmacher, denen es oft tieftraurig geht, oder die alleinstehenden Kleinbauern ohne Anleitung, Zucht und Hilfe oder diejenigen wandernden oder sesshaften

Händler, die in ihrer Jugend nicht rechnen gelernt haben und von ihrer Ware selber nichts verstehen. Solche braven aber unbehilflichen Einzelnen, die heute noch so sind wie vor 60 Jahren, weder Technik noch Zusammenschluß gelernt haben, leben in dem Gefühl, von der geldgierig gewordenen organisierten Mitwelt ganz gräßlich mißhandelt zu werden, denn sie begreifen nicht, daß die Durchschnittsanforderungen an den Wirtschaftsmenschen und an die Betriebsleistung steigen mußten. (Naumann: 126)

Andererseits erklärte der die Vorbehalte von Adel und Geistlichkeit, die er als „patriarchalische Romantiker“ beschrieb:

Ihnen ist der demokratische Zug, der in aller gesteigerten Arbeit liegt, unbehaglich. Man kann nämlich keine höhere Durchschnittsleistung aus dem Menschen herausholen, ohne ihn als Person in die Höhe zu heben. Der Mensch, der eine Maschine bedienen kann, verhält sich zum gewöhnlichen Mann mit der Schaufel wie ein Reiter zum Fußgänger. Er fühlt sich doppelt. Man muß auf ihn ganz andere Rücksicht nehmen, weil er mehr schaffen oder verderben kann. Das gilt auf den Dörfern mindestens ebensosehr wie

in der Stadt und zeigt sich auch ohne Agitation von selbst. Kommt nun die Agitation dazu, so verschärft sie die Umwandlung, und die patriachalischen Lenker der älteren Arbeitsprozesse und der Seelenvorgänge empfinden begreiflicherweise die ganze technische Modernität zunächst als Störung. Das braucht kein dauernder Gegensatz zu sein, da der Adel schnell lernt, vom besseren Arbeiter höhere Gewinne zu erzielen, wobei beide Teile gewinnen, und da die Geistlichkeit die unerwartete Entdeckung macht, daß sie auch innerhalb der neuen Wirtschaftskonfession recht gut bestehen kann. (Naumann: 127)

Unter Bezug auf seinen engen Weggefährten Max Weber – der übrigens auch ein Weggefährte der Wiener Schule war – verglich Naumann die alte Ordnung mit der neuen:

Die alte Wirtschaftswelt mit ihrer Gemächlichkeit und Willkürlichkeit, bei der allerdings, wie Prof. Max Weber wagt, „das trauliche Du immer nur von einer Seite aus verwendet werden darf“, hat ihren eigenen Zauber mehr zwar für die Oberen, als für die Unteren, aber sie hat ihn. Das alte Schloß ohne fabrikartigen Schlot in der Nähe, das Brachland, auf dem die Natur

versucht, sich wieder selber ins Recht zu bringen, der unregulierte Sumpf mit allerlei wucherndem Getier, die Kleinstadt mit ihrer Holprigkeit und Gutgläubigkeit, dieses alles und noch vieles dazu ist wie ein mittelalterliches Märchen, das man nicht zerbrechen möchte. Von derartiger Märchenhaftigkeit ist Österreich und Ungarn viel voller als der reichsdeutsche Boden. Man gehe nur in die Wälder! Man sehe die Landleute am Sonntag vor der Kirche! Soll und muß das wirklich alles normal reguliert und nach Nutzwert abtariert werden? Es ist im Sinn des Donaumenschen so langweilig an der Elbe, weil sie ein so viel verständigerer Fluß geworden ist. Diese romantischen Stimmungen sind Gegner der Modernisierung der Wirtschaft. Man will seine alte Seele nicht künstlich reinigen und reparieren lassen, denn – was hülfte es dem Menschen wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?

Komm her, lieber Romantiker, wir wollen auch das als Freunde besprechen! Ich will dir nichts vorreden, als könne man technisch-organisatorisch mehr leisten, ohne sich selbst zu ändern. Das geht nicht. Der Eintritt in die mitteleuropäische Wirtschaft ist ein seelenverändernder Entschluß. Daß die unvermeidliche

Veränderung bei diesem Eintritt in die Modernität der Seele des abhängigen Menschen mehr gibt als nimmt, wirst du vielleicht auch leugnen wollen, aber über diesen Punkt getraue ich mir wirklich aus Erfahrung und Anschauung zu sprechen: das alte Volk der vorkapitalistischen Tagelöhner, Kleinbürger, Handwerker und Gebirgsbauern wird von euch ästhetischen Menschen meist viel anders und vielfarbiger angeschaut als es ist. Es ist hart und gleichförmig und arm an inneren und äußeren Lebensgütern! Diese alte Unterschicht gewinnt seelisch überall mit dem Auftreten der neuen Arbeitsweise, selbst wenn sie sich aus Unkenntnis und aus den vorhin besprochenen Gefahren des wirtschaftlichen Absinkens gegen die Neuzeit sträubt. Ihr hat die schöne alte Kultur ja überhaupt kaum gehört. In der Kirche allein, und zwar in der Dorf- und Kleinstadtkirche, hatte der seßhafte Mensch alten Stiles einen Ausschnitt aus den schönen Künsten seines Zeitalters. Was die Kirche in dieser Hinsicht Gutes getan hat, darf ihr nicht vergessen werden. Aber ist denn das die ganze Welt, die auch für den kleinen Mann und seine Familie erreichbar ist? Nein, er ist es sicherlich nicht, der in der neuzeitlichen Umwandlung verliert. Vorübergehend wanken

ihm beim Selbständigerwerden einmal alle mitgebrachten Begriffe, aber das ist Durchgangszustand. Was gut ist am mitgebrachten Bestand steigt schon von selbst wieder auf. Allerdings aber gibt es eine gewisse Schicht, die auf der Oberseite saß, und auf Grund dieser dürftigen Unterwelt eine behäbige Kultur mit feiner Handwerkstüchtigkeit und Parkkultur pflegte. Diese Schicht ist inzwischen zwar auch anspruchsvoller geworden, benutzt das Automobil, legt ihr Geld auf der Bank vorteilhaft an, kleidet sich in gutes Maschinentuch, liest täglich die nachts von den Arbeitern mit der Rotationspresse hergestellte Zeitung, will aber dabei den schönen Schein der behaglichen großväterlichen Tage aufrechterhalten und den Zauber der patriarchalischen Vergangenheit mit der Nützlichkeit der technischen Gegenwart zu einem unklaren, aber wohlschmeckenden Getränke mischen. Siehe, mein Freund, wenn ihr Romantiker wirklich die alte gute Zeit mit allen ihren Begleiterscheinungen, Strohdächern, Zeitversäumnissen, und Gerüchen erhalten wolltet, so würde ich das zwar nicht mitmachen, aber als berechtigte und interessante Besonderheit achten. Das aber wollt ihr ja gar nicht! Und das könnt ihr auch nicht! Ihr könnt es nicht, weil ihr dann

selber viel zu arm sein würdet für diese neue anspruchsvolle Gegenwart. Dort liegt auch für euch der Zwang, um so mehr, als nach dem Krieg viel zu zahlen sein wird. Man kann eben nicht bei höheren Preisen wirtschaftlicher Romantiker sein wollen, ohne gesellschaftlich zu sinken. (Naumann: 128f)

Damit trifft es Naumann durchaus auf den Punkt – und er erkennt den Reiz der Sozialismen: Es handelt sich um reaktionäre und zugleich materialistische Fortschrittsversprechen, die nicht einlösbar sind. Entweder Reaktion oder materieller Fortschritt! Bis heute hält sich die Sehnsucht nach den Früchten des Kapitalismus ohne die Pflege des Baums. Somary schilderte beispielhaft die Einstellung des Sozialisten Otto Bauer:

Nur mit zwei Männern konnte ich über das Kommen der Krise ernsthaft sprechen: mit Ernst Benedikt, dem jungen Herausgeber der »Neuen Presse«, und mit Otto Bauer, der meine düsteren Vorhersagen mit Lust in sich einsog und sie mit jubelndem Fanatismus begrüßte. Das Verständnis für Krisenentwicklung ist, wie ich auch später öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, bei einzelnen Führern des Linkssozialismus wie

des Kommunismus stärker entwickelt als bei den Leitern der Industrie und des Bankwesens. Aber leider bildete sich Otto Bauer - wie die ganze Richtung - ein, in ihrem Zukunftsstaat alle Früchte des Kapitalismus genießen zu können, ohne durch Krisen hindurchgehen zu müssen. (Somary: 222f)

Die Früchte ohne den Baum zu wollen, muß stets im Raub enden, eine andere Möglichkeit gibt es nicht. Darum ist Naumann bei allen Irrtümern und der teils gräßlichen Rhetorik – die allerdings nicht zu uns, sondern zum Publikum seiner Zeit spricht – doch als realistischste Alternative der damaligen Zeit zu den nationalen und internationalen Sozialisten zu würdigen. Es tut mir weh, dies zu schreiben – der Leser kennt meine Einschätzung des politischen Handwerks unserer Tage, und ich teile ja auch die Ziele Naumanns nur bedingt. Wohlstand halte ich für keinen Selbstzweck. Doch wäre die nationale Erhebung der Deutschen im Rahmen einer staatlich auf Güterproduktion fokussierten Wirtschaftsgemeinschaft kanalisiert worden, also wirtschaftlicher Wettbe-

werb anstelle von militärischen Schlachten gestanden, so wäre Europa möglicherweise der Zweite Weltkrieg erspart geblieben. Ein erfolgreicher Wirtschaftsraum Mitteleuropa hätte zwar erst recht die Feindschaft erhöht und letztlich wäre es so oder so zu Konflikten um geopolitische Sphären gekommen. Doch ein defensives, militärisch geeintes Mitteleuropa mit hoher Wirtschaftsleistung hätte einen Angriff unwahrscheinlicher gemacht – und vielleicht hätte sich der Etatismus langsam totgelaufen, durch politischen Wettbewerb, den Naumann innerhalb des Wirtschaftsraums zulassen wollte. Aber all das ist zu viel des Was-wäre-wenn.

Vorspiel des Weltkriegs

Nationale Erhebungen erschütterten seit der französischen Revolution ganz Europa und die Schwäche des Osmanischen Reiches weckte allzu großes Begehren, die geopolitischen Karten neu zu mischen. Im Nahen Osten begann das Kartenhaus

der alten Ordnung zu wackeln – hier kamen sich die Weltmächte in die Quere. 1911 intervenierte Frankreich in Marokko, was die Italiener als grünes Licht ansahen, um in Libyen ihre Interessen durchzusetzen. Deren Intervention schließlich war das grüne Licht für die aufstrebenden Nationen des Balkans, mit bewaffnetem Widerstand das Osmanische Reich herauszufordern – denn es war erstmals in einem Kerngebiet militärisch unterlegen. Die Folgen des italienischen Angriffs auf Libyen hallen bis heute fort. Der Krieg war schnell gewonnen, doch der Frieden nicht. Die Italiener benötigten zwanzig Jahre, um das libysche Hinterland in den Griff zu bekommen. Ihr aggressiv-kolonialistisches Verhalten hatte nämlich einen gespiegelten Nationalismus heraufbeschworen:

Der libysche Kampf gegen die italienische Besatzung zählte zu den maßgeblichen frühen Katalysatoren beim Aufkommen des modernen arabischen Nationalismus. Die Mächte der Entente hatten Italien zu diesem kühnen unprovokierten Eroberungszug ermuntert, während sich Italiens Partner im Dreibund wi-

derwillig fügten. Diese Konstellation kam einer Art Offenbarung gleich. Die Interventionen der Mächte entlarvten die Schwäche, ja die Unstimmigkeit des Dreibundes. Die wiederholten Warnungen aus Wien und Berlin, daß Italiens Vorgehen die gesamte Balkanhalbinsel auf gefährliche und unberechenbare Weise erschüttern werde, wurden ignoriert. Italien war, so schien es zumindest, nur nominell ein Verbündeter. (Clark)

In Libyen entstand damals der islamische Dschihadismus als antiwestlich aufgeladene Terrorstrategie. Federführend war dabei der Senussi-Orden, der eine Frühform des wahabitisch-puritanischen Islams vertrat. Nach der Unabhängigkeit Libyens 1951 übernahm der Führer des Ordens als König Idris die Herrschaft. Er verbot alle Parteien und verfolgte insbesondere die arabisch-nationalistische *Baath*-Partei. Gestürzt wurde er 1969 von einem gewissen Muammar al-Gaddafi, der später wiederum westlichen Interessen in den Weg kommen sollte.

Doch nach diesem Zeitsprung müssen wir wieder

zurück an den Anfang des Jahrhunderts und zu Serbien und Österreich. Österreich hatte in seiner Balkanpolitik zwei katastrophale Rückschläge hinzunehmen. Der erste war die – in ganz Europa Abscheu erregende – Abschlachtung des österreichfreundlichen serbischen Königspaares durch serbische Nationalisten im Jahre 1903. Unter dem neuen König aus der Dynastie der Karadjordjević kühlten die Beziehungen zu Österreich ab; Serbien nahm einen hohen französischen Kredit auf und vergab Rüstungsaufträge nach Frankreich. Der zweite Rückschlag war der erste Balkankrieg; serbische Truppen marschierten nach Albanien. Österreich dürfte es

Serbien unter keinen Umständen gestatten, seine Landesgrenze bis zur Adria vorzuschieben. Dahinter verbarg sich die Befürchtung, daß ein serbischer Hafen unter Umständen unter die Kontrolle einer fremden Macht (nämlich Rußland) geraten konnte. Das mag etwas weit hergeholt klingen, hatte aber mit Blick auf Hartwigs Ruf als vehement austrophober, ungekrönter »König von Belgrad« durchaus eine ge-

wisse Berechtigung. (Clark)

Nikolai Hartwig war der russische Botschafter in Belgrad und war als aggressiver Panslawist bekannt; er wurde in Gori, der Heimatstadt Stalins, in eine deutschstämmige Familie geboren. Er starb während der Julikrise 1914, an deren Entstehen er keinen geringen Anteil hatte, an einem Herzinfarkt.

Österreich-Ungarn beharrte auf einem unabhängigen Albanien:

Wien bestand ferner – im Einklang mit der bewährten Politik – auf der Gründung und Bewahrung eines unabhängigen Staates Albanien. Mit dieser unter dem Wahlspruch »Der Balkan den Balkanvölkern« propagierten politischen Linie wurde das Verbot einer serbischen Landnahme an der Adriaküste untermauert, weil jeder Hafen, auf den Belgrad ein Auge geworfen hatte, zwangsläufig auf albanisch besiedeltem Boden lag. Die Ankündigung dieser Politik löste sofort Protestschreie seitens proserbischer Elemente innerhalb der Monarchie aus – auf einer Sitzung des bosnischen Landtags in Sarajevo im November 1912 nahmen ser-

bische Abgeordnete eine Resolution mit dem Inhalt an, dass »die Opfer und Siege« der serbischen Armeen »die ›Restauration‹ Albaniens zu Serbien rechtfertigten«, und äußerten ihre Verbitterung über die Tatsache, dass die österreichisch-ungarische Monarchie weiterhin die »autonomen Rechte« der Südslawen missachte, während sie sich für die Sache der »unkultivierten Albanen« einsetzte. (Clark)

Selbstbestimmungsrecht der Völker für uns, aber nicht für euch! – Die Unterstützung der albanischen Sache durch Österreich fügt sich in ein besonderes Verhältnis der Mittelmächte zur islamischen Welt, das bis zum Zweiten Weltkrieg andauerte:

Im Jahr 1898 hatte Wilhelm, bei seiner zweiten Reise in den Nahen Osten, im Rathaus von Damaskus spontan einen Trinkspruch ausgebracht, der anschließend von allen Zeitungen weltweit zitiert wurde: Der derzeitige Sultan Abdul Hamid II. und »die 300 Millionen Mohammedaner, die, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Kalifen verehren, [mögen] dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der deutsche Kaiser ihr Freund sein wird!« Diese Äußerung – das

Resultat einer euphorischen Stimmung wegen der jubelnden arabischen Menschenmengen – weckte Ängste vor einem Deutschen Reich, das sich mit den Kräften des Panislamismus und arabischen Nationalismus verbündete, die in den britischen und russischen Reichen bereits verstärkt Zulauf hatten. (Clark)

Während wir für solche Äußerungen das typisch deutsche Motiv der Liebe zum Exotischen nicht außer Acht lassen dürfen, spielte dafür wohl vor allem die Tatsache eine Rolle, daß das Osmanische Reich sich – aus weiter oben erwähnten Gründen – als idealer Bündnispartner gegen Rußland anbot. Für Frankreich war Rußland wiederum der natürliche Bündnispartner gegen Deutschland, dem sie das 1871 verlorene Elsaß-Lothringen wieder abnehmen wollten. Dabei unterschätzten die Franzosen jedoch zunächst, daß ihnen das Bündnis mit Rußland ihrerseits Verpflichtungen auferlegte, die nicht in ihrem Interesse zu liegen schienen, nämlich in einen Balkankrieg gegen Österreich einzutreten:

Paragraph 2 [der französisch-russischen Militärkon-

vention von 1893/94] forderte, daß im Fall einer allgemeinen Mobilmachung durch irgendeine Macht des Dreibundes Frankreich und Rußland gleichzeitig und unverzüglich die Gesamtheit ihrer Streitkräfte mobilisieren und so schnell wie möglich an ihre Grenzen verlegen würden, und zwar ohne vorherige Absprache. Das implizierte anscheinend, daß eine ernste Balkankrise, die eine österreichische Mobilmachung auslöste, unter Umständen automatisch eine gemeinsame Gegenmobilisierung durch Frankreich und Rußland bewirkte. Und das hätte wiederum mit Sicherheit eine deutsche Gegenmobilisierung zur Folge, denn die Paragraphen 1 und 2 des österreichisch-deutschen Zweibundes von 1879 legten fest, daß die Signatarstaaten einander beistehen würden, falls eine von ihnen von Rußland oder von einer von Rußland unterstützten Macht angegriffen werden sollte. Hier lag ein Mechanismus vor, der oberflächlich betrachtet imstande war, eine Balkankrise zu einem kontinentalen Krieg zu eskalieren, umso mehr, als nicht zwischen einer Teil- und Generalmobilmachung Österreichs unterschieden wurde. [...] Für Rußland war Österreich-Ungarn die Hauptsorge – die französischen Unterhändler waren, sosehr sie sich auch be-

mühten, außerstande, ihre russischen Gesprächspartner dazu zu bewegen, auf die Verknüpfung zwischen einer österreichisch-ungarischen und einer französischen Generalmobilmachung in Paragraph 2 zu verzichten. Damit hielten die Russen de facto einen Auslöser in der Hand. Sie konnten, zumindest auf dem Papier, nach Belieben zu jeder Zeit einen kontinentalen Krieg zur Unterstützung ihrer Ziele auf dem Balkan auslösen. (Clark)

Bis 1912 war es Frankreichs Bestreben, seine Verpflichtungen auf dem Balkan gegenüber Rußland zu minimieren. Danach aber änderte sich das französische strategische Denken grundlegend: Ein Balkankrieg wurde nun nicht mehr als Auslöser eines europäischen Krieges gefürchtet, sondern sollte im Krisenfall angestrebt werden. Treibende Kraft hinter diesem Kurswechsel war der revanchistische Ministerpräsident Raymond Poincaré.

Ein österreichisch-serbischer Krieg würde – so sagten Poincarés Militärberater ihm – die Hälfte bis zwei Drittel der österreichischen Streitkräfte binden und somit große Kontingente russischer Truppen für den Einsatz gegen Deutschland freistellen. Deutschland

sei dadurch gezwungen, einen größeren Teil seiner Truppen nach Osten zu verlegen und den Druck auf die französische Armee im Westen zu verringern. [...] In seinem Memorandum vom 2. September 1912 (das gleiche, das Poincaré in seinem Gespräch mit dem russischen Botschafter zitierte) instruierte Oberst Vignal vom 2. Büro des französischen Generalstabs den Regierungschef, daß ein vom Balkan ausgehender Krieg die besten Voraussetzungen für einen Sieg der Entente schaffen würde. Da die Österreicher durch einen Kampf mit den südslawischen Völkern gebunden seien, sei Deutschland gezwungen, beträchtliche Kräfte von der Westoffensive abzuziehen, um den Osten gegen Rußland zu verteidigen. Unter diesen Umständen habe »die Triple Entente die größten Erfolgsaussichten und könnte einen Sieg erringen, der es gestattete, die Landkarte Europas neu zu zeichnen, ungeachtet lokaler österreichischer Erfolge auf dem Balkan«. (Clark)

Die Franzosen machten sich also die russischen Interessen auf dem Balkan zunutze, welche Rußland notwendig in Konflikt mit Österreich und dem Osmanischen Reich bringen mußten, natürli-

chen Bündnispartnern Deutschlands. Diese Interessen wurden erstmals im Krimkrieg von 1853-1856 virulent, und zwar: Schutz der Balkanslawen im Zuge einer panslawistischen Politik; Sicherung der jüngst erworbenen Gebiete auf der Krim und im Kaukasus; dadurch und durch Eroberung oder Neutralisierung der osmanischen Meerengen eisfreier Zugang zu den Weltmeeren. Mithin verfolgte Rußland damals die gleiche Politik, die es seit dem Ende der Sowjetunion wieder verfolgt; allerdings war es damals eine aggressive, während es heute eine defensive Politik ist. Darüber sollten wir uns trotz des derzeitigen aggressiv scheinenden Vorgehens Rußlands auf der Krim nicht hinwegtäuschen lassen.

Von den oben genannten Interessen war der Panslawismus wohl der gefährlichste und der am wenigsten „vernünftige“. Maurice Paléologue, der französische Botschafter in St. Petersburg, berichtet in seinen Erinnerungen von einem Gespräch mit dem ehemaligen russischen Finanzminister Sergei Witte, das kurz nach Kriegsbeginn stattge-

funden hatte:

„Der Wahnsinn dieses Kriegs“, sagte [... Witte], „ist uns gegen die Besonnenheit des Zaren von dummen und kurzsichtigen Politikern aufgenötigt worden. Er wird desaströse Folgen für Russland haben. Nur noch Frankreich und England können noch darauf hoffen, überhaupt Nutzen aus einem Sieg zu ziehen [...] und ohnedies scheint mir ein Sieg auf unserer Seite höchst zweifelhaft zu sein.“

(Paléologue:) „Natürlich hängt der Nutzen, den man aus diesem Krieg – sowie aus jedem anderen Krieg – ziehen kann, vom Sieg ab. Aber ich nehme an, dass Russland im Siegesfall seinen Teil, und zwar einen großen, von den Gewinnen und Belohnungen abbekommen wird [...] Und schließlich, verzeihen Sie mir, Sie daran erinnern zu müssen, daß der Grund, weshalb die Welt jetzt in Flammen steht, zuallererst Russland angeht, und daß dieser Grund klarerweise mit den Slawen zu tun hat, und weder Frankreich noch England betrifft.“

(Witte:) „Es besteht kein Zweifel, daß Sie sich auf unser Ansehen im Balkan beziehen, auf die religiöse Pflicht, unsere Blutsbrüder zu verteidigen, auf unsere alte und heilige Mission im Osten? Aber das ist eine

romantische, unzeitgemäße Chimäre. Keiner hier, zumindest kein vernünftiger Mensch, schert sich auch nur einen Deut um dieses aufgewühlte und eitle Balkanvolk, das nichts Slawisches an sich hat, und überhaupt nur aus falsch benannten Türken besteht. Wir hätten den Serben die Strafe zukommen lassen müssen, die sie verdienten. Was haben sie sich um ihre slawischen Brüder gekümmert, als ihr König Milan Serbien zu einem österreichischem Lehen gemacht hat? Soviel zur Entstehung dieses Kriegs! Nun lassen Sie uns zu den Gewinnen und Belohnungen kommen, die er uns bringen wird. Was können wir uns erhoffen? Eine Ausweitung des Territoriums. Gütiger Himmel! Ist Seiner Majestät Imperium nicht groß genug? Haben wir nicht in Sibirien, Turkestan, dem Kaukasus, Russland selbst, riesige unerschlossene Gebiete? [...] Wo sind also die großen Eroberungen, die sie uns vorgaukeln? Ostpreußen? Hat der Zar nicht schon genug Deutsche unter seinen Untertanen? Galizien? Es ist voll von Juden! Außerdem werden wir in dem Moment, in dem wir die polnischen Gebiete Österreichs und Preußens annektieren, das gesamte russische Polen verlieren. Seien Sie bloß vorsichtig: Wenn Polen seine territoriale Vollständigkeit wieder-

hergestellt hat, wird es sich nicht mit der Autonomie zufrieden geben, die man ihm törichterweise zugesagt hat. Es wird seine absolute Unabhängigkeit beanspruchen – und bekommen. Worauf können wir noch hoffen? Konstantinopel, das Kreuz auf der Hagia Sophia, den Bosphorus, die Dardanellen? Das ist zu wahnsinnig, um es auch nur einen Moment lang in Betracht zu ziehen! Und selbst wenn wir einen vollständigen Sieg für unsere Koalition annehmen – die Hohenzollern und Habsburger bettelten um Frieden und fügten sich unseren Wünschen –, dann bedeutet das nicht nur das Ende der deutschen Vorherrschaft, sondern die Proklamation von Republiken in ganz Mitteleuropa. Und das bedeutet das Ende des Zarismus! Ich ziehe es vor, zu schweigen, wenn es um die Frage geht, was wir im Falle unserer Niederlage erwarten können.“

„Zu welcher praktischen Schlussfolgerung kommen Sie?“

„Meine praktische Schlussfolgerung ist, dass wir dieses irrsinnige Abenteuer sofort abbrechen müssen.“

„Sie werden es zu schätzen wissen, daß ich Ihnen in der Kritik an deiner Regierung für die Unterstützung Serbiens nicht folgen kann. Aber Sie reden, als ob

dies für den Krieg verantwortlich gewesen wäre. Es war nicht Ihre Regierung, die den Krieg wollte, und ebensowenig die französische oder britische Regierung. Ich kann garantieren, dass diese drei Regierungen alles Mögliche und Ehrenhafte getan haben, um den Frieden zu sichern. Gleichwohl ist es nicht unsere Aufgabe, zu ermitteln, ob der Krieg hätte verhindert werden können oder nicht, aber es ist unsere Aufgabe, den Sieg zu erlangen. Ja, die Folgen einer Niederlage, zu denen Sie selbst gelangen, sind so schrecklich, daß Sie es nicht wagen, sie auszusprechen! Und daß die Idee, ‚dieses irrsinnige Abenteuer sofort abubrechen‘, von einem Staatsmann Ihrer Intelligenz stammt, erstaunt mich. Können Sie nicht sehen, daß der gigantische Kampf, in den wir verwickelt sind, ein Kampf auf Leben und Tod ist, und daß ein Kompromissfrieden den Triumph Deutschlands bedeuten würde?“

Er antwortet ungläubigen Blickes: „Also müssen wir weiterkämpfen!“

„Ja, bis zum Sieg.“ (Paléologue)

Als nach dem Attentat auf das Thronfolgerpaar die österreichische Seite um Hilfe der serbischen Polizei bei der Fahndung nach Verdächtigen bat,

schlug ihr dies die serbische Führung, mehr oder weniger verklausuliert, ab; alle auf die Armee und die Staatsspitze weisenden Verbindungen zum Attentat wurden ignoriert:

Statt den Österreichern auf halbem Weg entgegenzukommen, fiel Pašić (und dies galt für die serbischen Behörden überhaupt) wieder in gewohnte Posen und Haltungen zurück: Die Serben seien ihrerseits die Opfer in dieser Angelegenheit, sowohl in Bosnien-Herzegowina und insbesondere jetzt nach Sarajevo; die Österreicher hätten ihnen die Schuld ohnehin in die Schuhe geschoben; die Serben hätten das Recht, sich zu verteidigen, mit Worten ebenso wie, wenn nötig, mit Waffen, und dergleichen mehr. In Pašićs Augen stand dies alles im Einklang mit seiner Sichtweise, daß die Morde überhaupt nichts mit dem »amtlichen Serbien« zu tun hätten. So gesehen hätte jede eigenständige Maßnahme gegen Personen oder Gruppen, die in den Mord verwickelt waren, bereits die Anerkennung einer Verantwortung Belgrads für die Verbrechen impliziert. Eine demonstrative, nüchterne Distanziertheit sollte hingegen das Signal aussenden, daß Belgrad diese Angelegenheit als rein in-

nere habsburgische Krise ansehe, welche die skrupellosen Wiener Politiker mit aller Kraft gegen Serbien auszunutzen versuchten. Im Einklang mit dieser Sichtweise bezeichneten offizielle serbische Verlautbarungen die österreichischen Anschuldigungen als einen durch nichts provozierten Angriff auf Serbiens Ansehen, auf den ein hochmütiges, offizielles Schweigen die geeignete Antwort sei. Durch die Brille der Belgrader Führung betrachtet, ergab dies alles durchaus Sinn, aber diese Haltung brachte zwangsläufig die Österreicher auf, die darin nichts anderes als Unverfrorenheit, Arglist und Ausflüchte sahen, von einer weiteren Bestätigung der serbischen Mitverantwortung in der Angelegenheit ganz zu schweigen. Vor allen Dingen ließen die prompt bekundeten Dementis aus Belgrad vermuten, daß die serbische Regierung bei der Lösung der durch die Anschläge aufgeworfenen Probleme nicht die Rolle eines Partners oder Nachbarn spielen würde oder konnte. Das war für die Wiener Regierung nichts Neues, die in ihrem Umgang mit Belgrad nichts anderes erwartete als Ausflüchte und Doppelzüngigkeit. Dennoch hatte es in dieser Situation Bedeutung, weil es in der Folge schwerfiel, sich vorzustellen, wie die Beziehungen oh-

ne einen gewissen äußeren Zwang normalisiert werden könnten. (Clark)

Die Ententemächte und Italien übernahmen im Grunde die serbische Argumentation; eine Argumentation, die, wie Clark sagt, auch von der Geschichtsschreibung fortgeschrieben wurde. Erzherzog Franz Ferdinand sei ohnehin ein Kriegstreiber gewesen; seine Ermordung spiegle nur die Unzufriedenheit der österreichisch-ungarischen Südslawen wider und sei keinesfalls mit dem serbischen Staat in Zusammenhang zu bringen. Die Österreicher würden sogar, wie Hartwig nach St. Petersburg meldete, Beweismaterial gegen Serbien fingieren, natürlich um für sich selbst und für Deutschland einen Vorwand zu finden, einen Präventivschlag gegen Serbien und das erstarkende Rußland zu führen.

Aus alledem folgte, in den Augen russischer Politiker, selbstverständlich, daß Österreich kein Recht habe, wie auch immer geartete Maßnahmen gegen Serbien zu ergreifen. Fixpunkt der russischen Haltung war die These, daß ein souveräner Staat nicht für die Aktio-

nen von Privatpersonen auf fremdem Boden verantwortlich gemacht werden könne, insbesondere weil es sich bei den Betroffenen um »unreife Anarchisten« gehandelt habe – die russischen Quellen erwähnen kaum einmal die serbisch- oder südslawisch-nationalistische Orientierung der Attentäter. (Clark)

Im Gegensatz dazu weist Clark nach, daß Österreich sogar zu wenig über die Verwicklungen des offiziellen Serbiens in das Attentat Bescheid wusste. Zwar unterstellte man Serbien durchaus eine moralische Mitschuld daran, aber man ermangelte der gerichtsfesten Beweise:

Da die Österreicher ihr Anliegen juristisch unbedingt so einwandfrei wie möglich präsentieren wollten, kam es nicht in Frage, Serbien eine direkte Mitschuld an den Morden in Sarajevo zu unterstellen. Das vorliegende Material zur Vorbereitung und Ausbildung der Attentäter und zum Überschreiten der serbischen Grenze reichte lediglich aus, um die Beteiligung verschiedener untergeordneter Behörden zu beweisen. Bei der Jagd nach den nebulösen Strukturen der Narodna Odbrana hatten die Österreicher überdies die viel wichtigere Schwarze Hand übersehen, deren

Netzwerke bis tief in den serbischen Staat reichten. Es war ihnen weder gelungen, die Spur zu Apis [Dragutin T. Dimitrijević, dem Chef des serbischen Militärgesheimdienstes, der als Mitglied der Schwarzen Hand führend bei der Planung des Attentats beteiligt war] zu verfolgen, noch hatten sie die Frage eindeutig klären können, ob die serbische Regierung im Voraus von der Verschwörung gewusst habe ... Wenn die Österreicher genauer Bescheid gewusst hätten, dann hätten sie sich mit Sicherheit noch stärker berechtigt gefühlt, die geplanten Maßnahmen durchzuführen. (Clark)

So war das Ultimatum an Serbien schwächer formuliert, als man anhand der objektiven Tatsachen eigentlich das Recht gehabt hätte. Clark schließt,

es wäre mit Sicherheit falsch, die österreichische Note als einen anormalen Rückschritt in eine barbarische und längst vergangene Ära vor dem Aufstieg souveräner Staaten zu werten. Die österreichische Note war beispielsweise deutlich zurückhaltender als das Ultimatum, das die NATO in der Form des im Februar und März 1999 verfassten Rambouillet-Abkommens Serbien-Jugoslawien vorlegte, um die Serben zur Ein-

haltung der NATO-Linie im Kosovo zu zwingen. Unter den Bestimmungen findet sich etwa folgender Passus:

„Das NATO-Personal wird, zusammen mit seinen Fahrzeugen, Schiffen, Flugzeugen und Ausrüstungsgegenständen, in der gesamten Bundesrepublik Jugoslawien freien und ungehinderten Zugang genießen, unter Einschluss ihres Luftraums und ihrer Territorialgewässer. Dies schließt das Recht ein, beschränkt sich aber nicht darauf, Feldlager zu errichten, zu manövrieren, sich einzuquartieren und alle Gebiete und Einrichtungen zu nutzen, die erforderlich sind für Unterstützung, Übungen und Operationen.“

Henry Kissinger hatte zweifellos Recht, wenn er den Rambouillet-Vertrag als »eine Provokation, eine Entschuldigung dafür, mit den Bombardierungen beginnen zu können«, bezeichnete. Verglichen damit waren die Forderungen der österreichischen Note harmlos.

Wiens Ultimatum wurde freilich unter der Annahme verfasst, daß die Serben es höchstwahrscheinlich nicht akzeptieren würden. Es war kein Versuch, in letzter Sekunde den Frieden zwischen den beiden Nachbarstaaten zu retten, sondern ein kompromissloses Manifest der österreichischen Haltung. Andererseits bein-

haltete es, im Gegensatz zu Rambouillet, keineswegs die Forderung eines völligen Kniefalls des serbischen Staates; die Bedingungen konzentrierten sich ganz auf die Bedrohung, die der serbische Irredentismus für die österreichische Sicherheit darstellte, und gerade die Punkte 5 und 6 spiegelten Bedenken zur Verlässlichkeit des serbischen Gehorsams wider, bei denen die Verfasser allen Grund zu der Annahme hatten, daß sie berechtigt waren. (Clark)

Der weite Raum, den Clark der Kriegsursachenforschung auf Seiten der Entente gibt, soll nun nicht heißen, daß er die österreichisch-deutsche Seite von jeglicher Schuld freispräche. Aber auch hier drängt sich der Eindruck auf, daß sich sowohl Österreich-Ungarn als auch das Deutsche Reich in der strategischen Defensive gegen stärker werdende Gegner und Zeitströmungen sahen. Bei Österreich-Ungarn, das sich im Zeitalter des Nationalismus als Vielvölkerstaat in seiner Existenz grundlegend gefährdet sehen mußte, ist die Sache klar. Aber auch Deutschland, selbst eine junge und aufstrebende Macht, fürchtete, gegen das stark wach-

sende Rußland notwendig den Kürzeren ziehen zu müssen. Der Begriff der „Russischen Dampfwalze“ wurde damals nicht nur als Metapher für die russischen Massenheere verstanden, sondern auch für die erstarkende Wirtschaftsmacht Rußlands. Clark beschreibt die deutschen Überlegungen:

Die Befürworter eines Präventivkriegs stützten sich auf zwei unabhängige und voneinander zu trennende Elemente. Das erste war die Beobachtung, daß sich die deutschen Erfolgsaussichten bei einem europäischen Krieg mit der Zeit rapide verschlechterten; das zweite war die daraus zu ziehende Schlussfolgerung, daß Deutschland das Problem lösen sollte, indem es selbst einen Krieg anstrebte, ehe es zu spät dafür war. Der erste Teil hielt Einzug in die Denkweise der wichtigsten zivilen Entscheidungsträger, der zweite hingegen nicht. Immerhin implizierten die Hinweise, daß sich die Erfolgsaussichten derzeit verringerten, zugleich, daß das Risiko einer russischen Intervention minimal war. Wenn die russischen Siegeschancen in einem Krieg gegen Deutschland drei Jahre später wirklich erheblich besser als 1914 sein sollten, warum sollte St. Petersburg dann jetzt das Risiko eines Kon-

tinentalkrieges eingehen, solange es noch nicht dazu bereit war?

Wenn man in diese Richtung dachte, zeichneten sich zwei Szenarien ab. Das erste, das Bethmann Hollweg und seinen Kollegen erheblich wahrscheinlicher erschien, sah so aus, daß die Russen von einer Intervention absahen und die Österreicher ihren Streit mit Serbien regeln ließen. Zu einem späteren Zeitpunkt würden sie womöglich gemeinsam mit ein oder zwei anderen Mächten auf diplomatischem Weg reagieren. Nach dem zweiten Szenario, das für unwahrscheinlich gehalten wurde, würden die Russen die Rechtmäßigkeit des österreichischen Anliegens bestreiten, über die Unvollständigkeit ihres eigenen Rüstungsprogramms hinwegsehen und trotzdem intervenieren. Gerade auf dieser zweiten Ebene der Bedingtheit kam die Logik des Präventivkrieges zum Tragen: Denn wenn es ohnehin zum Krieg kommen sollte, dann lieber gleich.

Diesem Kalkül lag die feste und, wie wir im Nachhinein sehen können, irrige Annahme zugrunde, daß die Russen vermutlich nicht intervenierten. Die Gründe für diese eklatante Fehleinschätzung des Risikos sind schnell gefunden: Die Annahme des öster-

reichischen Ultimatus im Oktober 1913 durch die Russen sprach für dieses Szenario. Außerdem waren viele Entscheidungsträger, wie bereits angedeutet, fest überzeugt, daß die Zeit für Rußland arbeite. Die Attentate wurden in Berlin als ein Angriff auf das monarchische Prinzip angesehen, der aus einem politischen Kulturkreis mit einem starken Hang zum Königsmord lanciert worden war (eine Ansicht, die auch in etlichen britischen Zeitungsartikeln zu finden war). So stark Rußlands panslawistische Sympathien auch sein mochten, es fiel einem schwer, sich den Zaren an der Seite »der Prinzenmörder« vorzustellen, wie der Kaiser mehrfach betonte. Erschwerend kam noch hinzu, daß es immer schon schwierig war, die Intentionen der russischen Exekutive zu deuten. Die Deutschen waren sich nicht im Klaren darüber, inwieweit der österreichisch-serbische Streit bereits in das französisch-russische strategische Denken eingebunden war. Und sie erkannten nicht, wie gleichgültig den beiden Westmächten die Frage war, wer den Streit nun angefangen hatte. (Clark)

Unbegründet wären deutsche Befürchtungen jedenfalls nicht gewesen:

In einem Leitartikel zum Neujahr, der um die gleiche Zeit erschien, brachte die Militärzeitschrift *Raswetschik*, die gemeinhin als das Organ des Generalstabs galt, eine schaurige Vision von dem bevorstehenden Krieg gegen Deutschland: Doch nicht nur die Truppe, das ganze russische Volk muss daran gewöhnt werden, daß wir uns zum Vernichtungskampf gegen die Deutschen rüsten und daß die deutschen Reiche [sic!] vernichtet werden müssen, auch wenn wir dabei Hunderttausende von Leben verlieren müssen.

Diese Form der halboffiziellen Panikmache hielt bis in den Sommer hinein an. Besonders beunruhigend war ein Artikel vom 13. Juni in der Tageszeitung *Birschewija Wedomosti* (Börsennachrichten) mit der Schlagzeile: »Rußland ist bereit. Frankreich muss es auch sein.« Er wurde in der französischen und deutschen Presse mehrfach nachgedruckt. Insbesondere alarmierte die Politiker in Berlin die (zutreffende) Vermutung des Botschafters Graf Friedrich Pourtalès in St. Petersburg, daß der Beitrag von keinem Geringeren als Kriegsminister Wladimir Suchomlinow persönlich lanciert worden sei. Der Artikel skizzierte eindrucksvoll die gewaltige Militärmaschine,

die im Fall eines Krieges Deutschland überrollen würde: Die russische Armee, prahlte der Schreiber, werde in Kürze eine Stärke von 2,32 Millionen Mann erreichen (Deutschland und Österreich-Ungarn hätten hingegen zusammen nur 1,8 Millionen Mann). Dank eines rasch sich ausdehnenden strategischen Schienennetzes werde überdies die Mobilmachungszeit erheblich verkürzt. (Clark)

Die Ermordung des Thronfolgers, die Clark minutiös schildert (dabei überrascht die gutgläubige Volksnähe des Ehepaars und die unwahrscheinliche Verkettung unglücklicher Umstände), war ein Fanal – als Zeichen an die geopolitischen Mächte, daß sich die Dynamiken am Balkan und im Nahen Osten verselbständigen könnten und jene, die zu spät zu einer möglichen Neuaufteilung des osmanischen Nachlasses kämen, leer ausgehen würden. Felix Somary deutete dieses Zeichen als einer der ersten:

In der Nacht vom 28. zum 29. Juni, gegen drei Uhr morgens, rief mich aus Budapest Simon Krausz [einer der bedeutendsten Bankiers Ungarns] an – seine

Stimme klingt mir noch heute in den Ohren, entsetzt über die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand. Er fragte: »Bedeutet das Weltkrieg?«, und ich antwortete unbedingt bejahend. Wenn ich nicht so plötzlich aus dem Schlaf geweckt worden wäre, hätte ich meine Antwort sorgfältiger formuliert. Simon Krausz telefonierte sofort an seine Geschäftsfreunde nach Paris und London: »Somary erklärt, das bedeute Weltkrieg.« (Somary, 112f)

Es ist erstaunlich, welche historischen Folgen ein Unglücksfall nach sich ziehen kann. Früher oder später wäre es womöglich zum Krieg gekommen, doch nun beschleunigten sich die Dinge in verheerender Weise. Zwischen Großbritannien und dem Deutschen Reich war es gerade erst – zwei Wochen vor dem Mord in Sarajevo – zu einer Einigung über den Nahen Osten gekommen: das sogenannte Bagdadabkommen. Felix Somary war hinter den Kulissen in unermüdlichem diplomatischem Einsatz, um den Ersten Weltkrieg zu verhindern. Um ein Haar wäre es ihm gelungen. Er versuchte zunächst den ungarischen Ministerpräsi-

denten István Tisza de Borosjenő et Szeged davon zu überzeugen, eine enge Kooperation Englands und Deutschlands anzuregen, indem diese eine Schiedsgerichtsfunktion übernehmen sollten. Doch die politischen Probleme überwogen – Somary schildert die verfahrenere Situation:

Er wehrte trotz seiner Anglophilie ab: Einmischung Deutschlands würde in Wien übelgenommen werden, und von englischer Intervention verspreche er sich in Serbien nichts, da dieses Land ja keinen Meereszugang habe und daher einem englischen Druck nicht ausgesetzt sei. Ich hielt beide Argumente nicht für stichhaltig; einem gemeinsamen Antrag einer englisch-deutschen Untersuchungskommission hätte sich Serbien unterwerfen müssen, da es die öffentliche Meinung Europas – die es damals noch gab – zu brüskieren nicht wagen konnte. Aber es war seit dem Attentat nicht mehr möglich, in meiner Art auf eigene Faust politische Ideen durchzusetzen. Die Situation war zu gespannt, der Argwohn allseitig und allgemein, ich riskierte, Freunde zu kompromittieren. [...] Die Idee Tisas, feierlich auf jede Annexion Serbiens zu verzichten und nur temporär Belgrad zu besetzen,

hätte unmittelbar nach dem Attentat durchgeführt werden müssen, hätte aber keine Zukunftsgarantie geboten und die Konflagration nicht verhindert. Völlige Zukunftsgarantie hätte nur eine sofortige Annexion Serbiens und die Schaffung Südslawiens im Rahmen der Monarchie gegeben – aber dagegen sprachen drei Momente: der Mangel an militärischer Vorbereitung, der Widerstand Rußlands und die tiefe Abneigung der Deutschen und Magyaren gegen Verstärkung der slawischen Bevölkerung. Der einzige Vorkämpfer dieses »Trialismus«, der Vereinigung der Südslawen, war eben von den Serben erschlagen worden – die daßelbe Ziel anstrebten, aber unter eigener Führung; die Österreicher konnten kein wirkliches Programm entwickeln, weil sie in Wahrheit nichts wollten als Sühne des Verbrechens. Das aber mußte die Dynastie fordern, und darin war die öffentliche Meinung in der Monarchie einig. Aber wie eine Form finden, die für Rußland und dessen nun erwachten Panslawismus erträglich war? Nur fünf Jahre vorher hatte Rußland in der analogen Frage durch die Intervention Deutschlands eine Niederlage erlitten. Eine neuerliche Demütigung konnte sich das Zarentum in seiner bedrohten politischen Lage nicht leisten. Aber

wie konnte eine Sühne ohne Demütigung Serbiens und wie diese ohne Ressentiment in Rußland durchgeführt werden? Das war das entscheidende Problem. [...]

Der Westen verstand auch gar nicht, um was es sich handelte; er beginnt den Begriff des Satelliten – und des Satelliten Rußlands, der schon auf den Vorbol-schewismus zurückgeht – und den gleichartigen des Partisanen erst jetzt zu verstehen. Er nahm irrigerweise an, daß eine kleine Nation durch imperialistische Tücke vergewaltigt werden sollte, und nahm instinktiv Partei für David – aber es handelte sich um planmäßige Unterminierung eines zivilisierten Reiches durch einen russischen Satelliten, und die Mordtat von Sarajewo war ein typisches Partisanenwerk.

Man stelle sich vor, daß ein amerikanischer Präsident mitten im Frieden auf den Aleuten von einer Bande chinesischer Kommunisten mit Bomben beworfen und dabei getötet würde; die Sühne heischende Washingtoner Regierung würde auf eine Konferenz verwiesen, an der Rußland und China teilzunehmen hätten, oder sie würde wahlweise mit ihren Ansprüchen auf eine durch die Regierung von Peking durchzuführende Untersuchung über die Zusammenhänge

vertröstet. Und wenn sich die Nation damit nicht begnügen würde, so würde man ihr Aggressivität vorwerfen oder ihr mit Greys ehrlicher, aber naiver Entrüstung zurufen, Mitwirkung des beleidigten Staates bei solcher Untersuchung bedeute einen unzulässigen Eingriff in die Souveränität des Attentäters. (Somary: 118ff)

Nervenzusammenbruch

Das erste Mal in der Geschichte schien die „öffentliche Meinung“ eine wesentliche Rolle zu spielen. Doch entgegen aller Hoffnungen der Aufklärung war die Wirkung dieser vermeintlichen „Meinung“ verheerend. Mit „Demokratie“ hatte diese nur indirekt zu tun, denn auch die autoritären Regime schielten plötzlich auf die Öffentlichkeit. Clark erklärt dieses Paradoxon:

In parlamentarischen Systemen kann man davon ausgehen, daß sich positive Publicity in Wählerstimmen niederschlägt, negative Berichterstattung hingegen Wasser auf den Mühlen der Opposition ist. In autoritäreren Systemen war öffentliche Unterstützung ein unverzichtbarer Ersatz für demokratische Legitimie-

rung. Manche Monarchen und Politiker waren geradezu besessen von der Presse und verbrachten Tag für Tag Stunden damit, die Artikel durchzugehen. Wilhelm II. war ein Extremfall, aber seine Empfindlichkeit gegenüber öffentlicher Kritik war keineswegs ungewöhnlich. »Wenn wir das Vertrauen der öffentlichen Meinung in unsere Außenpolitik verlieren«, hatte Zar Alexander III. seinem Außenminister Lamsdorf gesagt, »dann ist alles verloren.« (Clark)

Die „öffentliche Meinung“ hatte deshalb an Gewicht gewonnen, weil seit der französischen Revolution die „Volkssouveränität“ und damit der Nationalismus zu wesentlichen Legitimierungen von Macht wurden. Mit den wahren Ansichten der einzelnen Menschen hatte die veröffentlichte Meinung nichts zu tun, sie diente eher als Ausrede für die Politik. So führten serbische Diplomaten gegenüber Österreich-Ungarn stets an, sie müßten angesichts der öffentlichen Meinung hart bleiben, um den serbischen Nationalismus nicht weiter anzustacheln. Doch die Menschen selbst waren keineswegs so kriegsgeil, wie die Politiker glauben

machten. Clark beschreibt die damalige Gemütslage bei der Bevölkerung anschaulich:

Die öffentlichen Reaktionen auf die Nachricht vom Krieg strafen die Behauptung Lügen, die von den Staatsmännern so häufig geäußert wurde, daß die Entscheidungsträger nämlich von der öffentlichen Meinung getrieben worden wären. Freilich kann von einem Widerstand gegen den Ruf zu den Waffen keine Rede sein. So gut wie überall strebten die Männer mehr oder weniger bereitwillig zu den Sammelpunkten. Dieser Bereitschaft, den Dienst anzutreten, lag allerdings keine Begeisterung für den Krieg an sich zugrunde, sondern ein defensiver Patriotismus, denn die Zusammenhänge dieses Konflikts waren so komplex und seltsam, daß die Soldaten und Zivilisten in allen kriegführenden Staaten überzeugt sein durften, daß sie einen Verteidigungskrieg führten, daß ihre jeweiligen Länder von einem entschlossenen Gegner entweder angegriffen oder provoziert worden waren, ja, daß sich ihre Regierungen nach Kräften bemüht hatten, den Frieden zu bewahren. Während sich die Bündnisblöcke auf den Krieg vorbereiteten, geriet die verzwickte Kette von Ereignissen, die den Flächenbrand entfacht hatte, rasch aus dem Blick. »Kein

Mensch scheint sich daran zu erinnern«, notierte ein amerikanischer Diplomat in Brüssel am 2. August in sein Tagebuch, »daß noch vor wenigen Tagen Serbien in dieser Angelegenheit die Hauptrolle gespielt hatte. Es scheint hinter den Kulissen abgetaucht zu sein.«

Vereinzelt gab es Bekundungen chauvinistischer Begeisterung für den bevorstehenden Kampf, aber das waren Ausnahmen. Der Mythos, daß die Europäer eifrig die Gelegenheit ergriffen hätten, einen verhassten Feind zu schlagen, ist inzwischen völlig widerlegt. An den meisten Orten und für die meisten Menschen wirkte die Nachricht von der Mobilmachung wie ein tiefer Schock, ein »Donnerschlag aus heiterem Himmel«. Und je weiter man sich von den städtischen Zentren entfernt, desto weniger Verständnis hatten die Menschen, die in dem kommenden Krieg kämpfen, sterben, verstümmelt oder verwaist werden sollten, offenbar für die Neuigkeit. In den Dörfern der russischen Provinz herrschte eine »fassungslose Stille«, die nur von dem Klang »weinender Männer, Frauen und Kinder« gestört wurde. In Vatilieu, einer kleinen Gemeinde in der Region Rhône-Alpes in Südostfrankreich, rief das Läuten der Sturmglocke die Arbeiter und Bauern auf den Dorfplatz. Einige, die di-

rekt vom Feld herbeigerannt waren, hielten noch die Heugabel in der Hand.

»Was kann das bedeuten? Was soll aus uns werden?«, fragten die Frauen. Frauen, Kinder, Männer wurden allesamt von ihren Gefühlen überwältigt. Die Frauen packten ihre Männer am Arm. Die Kinder fingen, als sie ihre Mütter weinen sahen, auch zu heulen an. Rings um uns herrschte eine Alarmstimmung und Bestürzung. Was für eine beklemmende Szenerie. (Clark)

Dabei ahnte kaum jemand, welch Unheil tatsächlich folgen würde. Nur ganz wenige schätzten die Entwicklung richtig ein. Einer davon war Carl Menger, der Richard Schüller gegenüber die dunkle Andeutung machte: „Die Leute wissen es nicht. Aber es ist eine Katastrophe. Sie werden schon sehen, was da geschehen wird.“ (Nautz: 113). Felix Somary überliefert die Stimmung in Wien, als sich der Weltkrieg abzeichnete:

Niemand jubilierte, selbst die dort sonst überall aufflackernde Heiterkeit war verschwunden. Wenige versprachen sich vom Krieg anderes als Kummer und Sorge. Der einzige, der das Reich nach dem Balkan

hin hatte erweitern wollen, war getötet worden; weder Regierung noch Volk wollten von solchen Plänen etwas wissen. Jeder nahm die Situation hin und tat seine Pflicht, aber er war sich der Sinnlosigkeit eines Krieges bewußt. Aus einer Strafexpedition gegen einen kleinen Staat war ein Weltkrieg geworden, der ein Reich gefährdete, dessen Aufbau Jahrhunderte gebraucht hatte und das für alle seine Bewohner - ausnahmslos für alle - unersetzbar war. Der Kaiser war vierundachtzig Jahre alt und der Thronfolger ermordet. Kaum jemals ist ein großes Reich unter schwierigeren Verhältnissen in einen Krieg gegangen. »Man kann die hiesige Stimmung mit den drei Worten resümieren: Resignation ohne Hoffnung«, so schrieb ich an meinen Vater; ähnliches hat sich damals wohl in Rußland und ein Vierteljahrhundert später in Frankreich und Italien zugetragen. (Somary: 122f)

Eine unrühmliche Ausnahme erwähnt aber Clark:

Die Nachricht, daß der Krieg endlich erklärt worden war, versetzte den damals 58-jährigen Sigmund Freud in eine Hochstimmung: »Ich fühle mich aber vielleicht zum ersten Mal seit 30 Jahren als Österreicher und möchte es noch einmal mit diesem wenig hoff-

nungsvollen Reich versuchen.« Und an anderer Stelle:
»Meine ganze Libido gehört Österreich-Ungarn.«
(Clark)

Somary, der Freud gut kannte, bringt dazu eine interessante Einschätzung des weltberühmten Psychologen:

Ich hospitierte wie vordem in meiner Studienzeit bei Sigmund Freud und nahm manchmal an den Diskussionen in seinem engeren Kreis teil. Er war ein Meister der charmanten Einfälle und des durchgeistigten Witzes. Wie jeder, der in bisher dunkle Gebiete hineinleuchtete, war er Monomane; aber er konnte sich in feinster Weise über seine Schüler und auch über sich selbst amüsieren. An der Verzerrung einzelner Leuchtgedanken zu einem System und vollends an manchem heutigen Unfug der Psychoanalyse war er unschuldig. [...] Man hat damals Freud ebenso unterschätzt, wie man ihn heute überschätzt. Wie manch anderer geniale Kopf hätte er jemanden neben sich gebraucht, der ihm von zehn Einfällen fünf weggestrichen, vier modifiziert und nur einen unverändert gelassen hätte. [...] Für mich war Freud eher eine Enttäuschung. Jede sensationelle Zuspitzung war mir ver-

dächtig. (Somary: 66f)

Freud war wohl deshalb so empfindsam gegenüber unbewussten Triebkräften, weil sie in ihm selbst so kräftig wirkten. Die Freudsche Psychoanalyse war allerdings auch ein Ausdruck ihrer Zeit: Die Nervosität in der Gesellschaft erreicht mit dem Ersten Weltkrieg einen traurigen Höhepunkt. Es war die Zeit der „Nervenleiden“, der Neurosen und der geschlechtlichen Identitätsprobleme. Ironisch dabei ist, daß sich Freud besonders dem Phänomen der Hysterie widmete, das man damals als ein rein weibliches Problem ansah. Tatsächlich war es überwiegend männliche „Hysterie“, die zum Ersten Weltkrieg führte, wie Clark analysiert:

Womöglich kann man die Anzeichen für Rollenstress und Ermüdungserscheinungen, die an vielen wichtigen Entscheidungsträgern zu beobachten sind (Stimmungsschwankungen, Besessenheit, nervliche Anspannung, Unentschlossenheit, psychosomatische Krankheit und Eskapismus, um nur einige zu nennen), einer Akzentuierung der Geschlechterrollen zuschreiben, die manche Männer allmählich unerträg-

lich belastete. Conrad von Hötzendorf vereinigte in sich die spröde Person eines streitlustigen Zuchtmeisters mit dem dringenden Bedürfnis nach der Stütze einer Frau, in deren Gesellschaft die unbewegliche Maske des Kommandeurs abfiel und ein unersättliches Ego mit dem dringenden Bedürfnis nach Trost und psychischem Halt enthüllte. Seine Mutter Barbara lebte mit oder in der Nähe von Conrad, bis sie im Jahr 1915 starb. [...]

Die Nervosität, die viele als das Kennzeichen dieser Ära ansahen, manifestierte sich in diesen mächtigen Männern nicht nur in Ängsten, sondern auch in einem manischen Trachten nach dem Triumph über die »Schwäche« des eigenen Willens, danach, eine »Person der Courage« zu sein, wie Walther Rathenau 1904 schrieb, statt eine »Person der Angst«. Wie man die Charaktere in dieser Geschichte innerhalb der allgemeineren Konturen der Geschlechtergeschichte auch aufstellt, allem Anschein nach akzentuierte ein Verhaltenscodex, der auf einer Vorliebe für unbeugsame Fortschrittlichkeit anstelle der Geschmeidigkeit, taktischen Flexibilität und Raffinesse einer früheren Generation von Staatsmännern (Bismarck, Cavour, Salisbury) basierte, das Konfliktpotenzial.

Die damalige Epidemie von Nervenleiden wird besser verständlich, wenn wir sie mit der Gegenwart vergleichen. Die schnelle Entwicklung des 19. Jahrhunderts hatte zu einer rasanten Beschleunigung geführt. Der deutsche Historiker Joachim Radkau lieferte unlängst eine hochinteressante Analyse, indem er sein eigens „*Burn-Out-Syndrom*“ zur damaligen Nervosität in Beziehung setzt:

Seltsam: Einige Jahre vor meinem Tief hatte ich mein Buch „Das Zeitalter der Nervosität“ (1998) geschrieben, das von der epidemischen „Neurasthenie“-Welle zwischen 1880 und dem Ersten Weltkrieg und deren Verquickung mit dem Zeitgeist handelte, hatte jedoch nur wenig darüber gegrübelt, was diese Geschichte mit meiner Gegenwart und mit mir selbst zu tun haben könnte. [...]

Man erkennt, daß die Belle Epoque zumindest gehobenen Schichten eine erste Ära der Spassgesellschaft bescherte und eben deshalb nicht wenige in Panik gerieten, wenn der Spass nicht gelang. Und man erkennt auch, daß es einen gewissen Reiz bekam, sich krank zu fühlen, wenn sich darauf Ansprüche und Badereisen gründen liessen. Ein Musterbeispiel war damals

die «traumatische Neurose», mit der sich ein Rechtsanspruch auf Unfallentschädigung erheben liess; die Zürcher Habilitationsschrift von Esther Fischer-Homberger zu diesem Thema (1975) beginnt mit der lapidaren Feststellung: Zwischen 1860 und 1920 sei diese auf einen Unfall zurückgeführte Neurose „epidemieartig über die zivilisierte Welt gegangen. Die Epidemie begann, als Eisenbahnunfälle einklagbar wurden.“ Gewiss war diese Klagemöglichkeit im Prinzip berechtigt. Aber auch unbeabsichtigte Folgen wohlgemeinter Rechtsansprüche haben ihre Geschichte. Die Analogie zu neuerlichen Diagnosen wie „Schleudertrauma“ oder „posttraumatische Belastungsstörung“ drängt sich auf. [...]

Der Mensch ist ein zu Angst disponiertes Geschöpf und besitzt eine kolossale Fähigkeit, sich in Ängste hineinzusteigern und durch Autosuggestion ein Leidensgefühl zu bekommen, zumal wenn ihm die Medizin entsprechende Krankheitskonstrukte anbietet. So fühlte auch ich mich mit der Burnout- Diagnose monatelang tatsächlich «ausgebrannt» wie ein Kerzenstummel, dessen Docht im letzten Tropfen Wachs ertrunken ist. Erst als darauf eine lange sehr produktive Phase folgte, wurde mir bewusst wie noch nie, wie

sehr man sich im eigenen vitalen Interesse von der Suggestion stereotyper Diagnosebegriffe frei machen muss. Unter Medizinern ist es eine alte Erfahrung, daß man im Laufe des Studiums an sich selbst erst einmal jede Menge Krankheitssymptome entdeckt, bis sich diese Hypochondrie am Übermass der Symptome totläuft. Heute bietet das Internet dem, der nur fleissig danach surft, für Symptome, die er bei sich selbst registriert, potenzielle Krankheiten jeglicher Art. Unter Ärzten kursiert bereits der Begriff «Wikipedia-Krankheit». Aber schon die Neurastheniker schöpften vor über hundert Jahren eifrig aus der damaligen Flut der Nerven-Literatur und belehrten damit ihre Ärzte. Bei der Neurasthenie ging vor hundert Jahren ein Fortschritt der Erkenntnis dahin, daß die Heilung mehr Sache der Lebensweise als der Medizin ist und durch Aktivität oft besser vorankommt als durch Liegestühle und warme Bäder. Ein weiterer Erkenntnisgewinn ging dahin, die «Nervenschwäche» – um 1910 im deutschen Raum die häufigste aller Diagnosen – nicht nur als Krankheit, sondern auch als Zeitphänomen zu begreifen: Zeichen einer Zeit, die nicht nur in die Arbeit, sondern auch in die Freizeit ein neues Tempo brachte und eine bis dahin ungewöhnli-

che Reizüberflutung bescherte. Vieles deutet darauf hin, dass für das Burnout-Syndrom, dessen Diagnose seit den 1990er Jahren rasant zugenommen hat, etwas Ähnliches gilt: Als Gesamtphänomen versteht man es nicht in einem rein medizinischen, sondern erst in einem weiteren kulturellen Kontext. [...]

Daß das Burnout gerade seit den 1990er Jahren international Züge einer Epidemie bekommen hat, deutet auf einen intimen Zusammenhang mit der elektronischen Revolution hin, die seit jener Zeit per Internet und Smartphone nicht nur die Arbeitswelt, sondern auch das Freizeitverhalten von Grund auf verändert hat. Wie einst im „nervösen Zeitalter“ hat sich eine Fülle ungeahnter Möglichkeiten aufgetan; noch nie war es so schwer, all die Perspektiven auf ihren Wert hin zu prüfen, sich zu entscheiden und sich nicht uferlos zu verzetteln. (Radkau)

Schlafwandler und Interventionisten

Die Lage schien die angespannten Nerven der damaligen Entscheidungsträger zu überfordern. Clark faßt in seinen Schlußsätzen die Komplexität der Ereignisse wie folgt zusammen:

[...] [Die] Vielschichtigkeit der Krise von 1914 [war] nicht auf die Delegierung von Befugnissen und Zuständigkeiten auf ein einziges politisch-finanzielles Gerüst zurückzuführen, sondern auf die rasch aufeinanderfolgenden Interaktionen schwer bewaffneter, autonomer Machtzentren, die sich unterschiedlichen und rasch wechselnden Bedrohungen stellen mussten und unter hohem Risiko und geringem Vertrauen und Transparenz operierten.

Ausschlaggebend für die Komplexität der Ereignisse von 1914 waren die raschen Veränderungen im internationalen System: die plötzliche Entstehung eines albanischen Nationalstaats, das türkisch-russische Wettüben im Schwarzen Meer oder die Umorientierung der russischen Politik von Sofia auf Belgrad, um nur einige zu nennen. Das waren keine langfristigen historischen Übergänge, sondern kurzfristige Neuausrichtungen. [...] Das machte wiederum das System erheblich undurchsichtiger und unberechenbarer, und eine alles durchdringende Stimmung des gegenseitigen Misstrauens wurde gefördert, selbst unter den jeweiligen Bündnisblöcken – eine Entwicklung, die den Frieden gefährdete. [...] Veränderungen in den Machtverhältnissen innerhalb jeder Regierung – im

Verein mit rasch wechselnden objektiven Rahmenbedingungen – riefen wiederum die Schwankungen der politischen Linie und die zweideutigen Botschaften hervor, die für die Vorkriegskrisen so charakteristisch waren. [...]

Alle Hauptakteure in unserer Geschichte filterten das Weltgeschehen durch Narrative, die sich aus einzelnen Erfahrungen zusammensetzten und von Ängsten, Projektionen und Interessen zusammengehalten wurden, die man als Maximen ausgab. In Österreich stand das gängige Bild einer Nation jugendlicher Banditen und Königsmörder, die einen geduldigen älteren Nachbarn unablässig provozierten und an der Nase herumführten, einer nüchternen Einschätzung im Wege, wie man die Beziehungen zu Belgrad regeln sollte. In Serbien bewirkten überhöhte Vorstellungen von der eigenen Opferrolle und der Unterdrückung durch ein räuberisches, übermächtiges Habsburger Reich umgekehrt genau das Gleiche. In Deutschland belastete eine düstere Vision künftiger Invasionen und Teilungen im Sommer 1914 den Entscheidungsprozess. Und die russische Legende wiederholter Demütigungen durch die Mittelmächte hatte eine ähnliche Wirkung, indem sie gleichzeitig die Vergangenheit

verzerrte und die Gegenwart verklärte. Das wohl wichtigste Narrativ war die weithin verbreitete Legende vom historisch notwendigen Niedergang Österreich-Ungarns. Nachdem diese Legende das ältere Bild von Österreichs Rolle als Garant der Stabilität in Mittel- und Osteuropa verdrängt hatte, nahm sie den Gegnern Wiens auch die letzten Skrupel und untergrub die Vorstellung, daß Österreich-Ungarn wie jede andere Großmacht auch Interessen hatte, die es mit gutem Recht energisch verteidigte. [...]

Für Österreich-Ungarn, dessen regionale Sicherheitsvorkehrungen durch die Balkankriege zunichtegemacht worden waren, waren die Morde von Sarajevo kein Vorwand für einen bereits existierenden Invasionsplan und Krieg. Sie waren ein transformatives Ereignis, das stark mit einer realen und symbolischen Gefahr aufgeladen war. Aus der Sicht des 21. Jahrhunderts lässt sich leicht sagen, daß Wien die von den Morden aufgeworfenen Fragen über ruhige bilaterale Verhandlungen mit Belgrad hätte klären müssen, aber vor der Kulisse von 1914 war das keine glaubwürdige Option. [...] Es ging nicht nur darum, daß die serbischen Behörden teils nicht willens, teils nicht imstande waren, die irredentistische Tätigkeit zu unterdrü-

cken, die an erster Stelle die Morde ermöglicht hatte. Serbiens Freunde wollten Wien nicht einmal das Recht zugestehen, in seine Forderungen an Belgrad auch ein Mittel aufzunehmen, mit dem es den geforderten Gehorsam hätte überwachen und durchsetzen können. Sie lehnten derartige Forderungen mit der Begründung ab, sie würden sich nicht mit der Souveränität des serbischen Staates vereinbaren lassen. An diesem Punkt bestehen Parallelen zu der Diskussion, die im Weltsicherheitsrat im Oktober 2011 stattfand, über einen von den NATO-Staaten befürworteten Vorschlag, gegen das Assad-Regime in Syrien Sanktionen zu verhängen, um weitere Massaker an den rebellischen Bürgern des Landes zu verhindern. Gegen diesen Vorschlag brachte der russische Repräsentant das Argument vor, diese Idee entspreche einem unangebracht »konfrontativen Ansatz«, der für die Westmächte typisch sei. Der chinesische Vertreter hingegen argumentierte, die Sanktionen seien unangemessen, weil sie die syrische »Souveränität« verletzten. Und wie steht es nun um die Frage der Schuld? [...]

Der Kriegsausbruch von 1914 ist kein Agatha-Christie-Thriller, an dessen Ende wir den Schuldigen im Konservatorium über einen Leichnam gebeugt auf

frischer Tat ertappen. In dieser Geschichte gibt es keine Tatwaffe als unwiderlegbaren Beweis, oder genauer: Es gibt sie in der Hand jedes einzelnen wichtigen Akteurs. [...] Eines liegt auf der Hand: Kein einziges der Anliegen, für die die Politiker von 1914 stritten, war die darauffolgende Katastrophe wert. Waren sich die Protagonisten überhaupt darüber im Klaren, um wie viel es tatsächlich ging? [...] In den Köpfen vieler Staatsmänner hoben sich anscheinend die Hoffnung auf einen kurzen Krieg und die Angst vor einem langen gegenseitig auf und rückten so eine umfassendere Einschätzung der Risiken in weite Ferne. [...] So gesehen waren die Protagonisten von 1914 Schlafwandler – wachsam, aber blind, von Alpträumen geplagt, aber unfähig, die Realität der Gräueltaten zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzen sollten. (Clark)

Clarks Darstellung sticht unter den bisherigen historischen Untersuchungen zu 1914 heraus. Letztlich zeigt sich aber die Beschränkung der historischen Methode. Die „Fakten“, auf der sie beruht, täuschen – denn vergangene Handlungen (*factum*) lassen sich nur ungenügend rekonstruieren.

ren. Felix Somary relativiert all das historische Material, das ich für den Leser in nochmals verdichteter Form geordnet habe:

Über den Beginn keines der früheren Kriege ist die Welt auch nur einigermaßen so vollständig mit Material versehen. Es irrt sich aber jeder, der da glaubt, daß umfassende Dokumentensammlung zur Darstellung oder gar Beurteilung dieser Schlüsselperiode genüge. Wieviel Unwissenheit, bewußte Unwahrheit, persönlicher Haß und Intrige finden ihren Niederschlag in den amtlichen Archiven; und das Wichtigste – die individuellen Überlegungen und Aussprachen unter vier Augen – fehlt selbstredend vollständig. Objektive Beurteilung aber ist seltene Ausnahme bei Darstellung eines fast universellen und mit so bitterer Propaganda ausgefochtenen Krieges.

Selbst bei der Lektüre der wenigen neutralen und sorgsamst dokumentierten Darstellungen des unmittelbaren Kriegsanlasses muß ich aus meiner nahen Kenntnis der damals handelnden Personen und der wirklichen Motive zumeist die Feststellung machen: Es war nicht so, es war in Wirklichkeit ganz anders. (Somary: 117f)

Somary selbst deutete den Ersten Weltkrieg als fünfte Etappe der französischen Revolution. Es war also ein Konflikt in einer langen Reihe um die Durchsetzung einer neuen Weltordnung. Der totale Krieg sei zuerst von England ausgegangen:

Die Sicherheit des Privateigentums, auch des feindlichen, und die Unverletzbarkeit der neutralen Schifffahrt waren allseits anerkannte Grundsätze des Völkerrechtes. Deutschland, Österreich, Frankreich und Rußland waren bereit, sie zu respektieren, und haben lange gezögert, Hand auf das feindliche Eigentum zu legen. Der Bruch des Völkerrechtes, die Einleitung dessen, was wir heute den totalen Krieg nennen, kam von England. Der große Erfolg dieser neuen Politik rief allgemeine Nachahmung hervor; an die furchtbaren Folgen, die die Wiederbelebung der alten Piraterie für Treu und Glauben im Völkerverkehr haben würde, dachten weder die Briten noch ihre Nachahmer. (Somary: 136)

Schließlich habe sich die neue Weltmacht USA eingemischt. Somary sympathisierte zwar, wie die meisten Vertreter der Wiener Schule, mit Amerika, doch sah er den amerikanischen Interventio-

nismus als verheerenden Fehler an, der letztlich zur Zerstörung Europas entgegen der amerikanischen Interessen geführt habe. Die Analyse ist von überraschender Aktualität, denn über die amerikanische Politik im Nahen Osten läßt sich dieselbe Bilanz ziehen, wie es Somary hinsichtlich Europas tat:

Als Rußland im Osten von Japan besiegt worden war, wandte es sich nach Westen. Es stiftete auf dem Balkan den Krieg gegen die Türkei an und kam durch seinen Verbündeten Serbien in Konflikt mit Österreich. In dem darauffolgenden Krieg besiegte der Dreibund Österreich-Deutschland-Türkei die Russen, verlor aber kurz darauf den Krieg gegen Rußlands westliche Verbündete England, Frankreich und Amerika. Das österreichische Kaiserreich wurde zerstückelt – vor allem auf Drängen des Präsidenten Wilson – und in eine Reihe von Demokratien umgewandelt, deren ephemerer Charakter sich von Anfang an Voraussagen ließ. Deutschland, mit dem die Siegerstaaten viel weniger streng verfahren, erhob sich schon zwanzig Jahre nach der Niederlage wieder und verbündete sich mit Japan. [...]

Vom Jahre 1812 an glaubte man in der ganzen Welt, daß Rußland unbesiegbar sei. Doch wurde es von den Japanern im Jahre 1904 und von den Deutschen im ersten Weltkrieg besiegt, und auch im zweiten Weltkrieg wäre es geschlagen worden, wenn nicht der Neutralitätspakt mit Japan und die amerikanische Intervention gewesen wären. Zweimal wurde Rußland vor der völligen Niederlage gerettet: das erste Mal nach dem ersten Weltkrieg, als die Vereinigten Staaten Japan aus Wladiwostok vertrieben, und das zweite Mal während des zweiten Weltkrieges, weil Amerika, das seit 1931 der Hauptgegner Japans gewesen, alle Streitkräfte des asiatischen Inselreichs auf sich und das englisch-amerikanische Einflußgebiet zog. So konnten die Russen während der entscheidendsten Epoche des Krieges, in der Schlacht um Moskau, auf ihre Reserven im Osten zurückgreifen. [...]

Von 1914 an stürzten sich die Angloamerikaner rücksichtslos in einen Krieg nach dem ändern, zuerst gegen Österreich, Deutschland und die Türkei, dann gegen Japan und Deutschland; so vernichteten sie sämtliche Gegner Rußlands. Kein russischer Herrscher hätte sein Reich gründlicher von allen Feinden befreien können, als es das Weiße Haus tat. Und zu

der Zeit, als die Russen sich Amerika offen gegenüberzustellen drohten, war das ganze ehemalige Österreich in russischer Hand – zweiundfünfzig Millionen von den fünfundfünfzig Millionen befanden sich auf russisch besetztem Gebiet – und Deutschland und Japan waren zu Boden geworfen. Amerika hatte eine entscheidende Rolle in der Vernichtung von nicht weniger als zweihundert Millionen russischer Feinde gespielt, und am Tage, wo diese Aktion beendet war, mußte es sich von neuem zum Kampf mit eben diesem Reich rüsten. Wenn eine Fee vor den Führer der amerikanischen Außenpolitik treten und ihm die Erfüllung eines Wunsches verheißen würde, dann würde der Wunsch wahrscheinlich lauten: Wiederherstellung des Status der Erde vor dem ersten Weltkrieg. Denn schließlich sind alle auf dem Schlachtfeld gewonnenen Siege unnütz, und einzig das Resultat zählt. Und das Resultat der letzten vierunddreißig Jahre amerikanischen Interventionspolitik ist – um es milde auszudrücken – bestimmt kein Erfolg gewesen. (Somary: 414ff)

Entgrenzung des Kapitals

Normalerweise würde man erwarten, daß geopolitische Fehler dieser Art unmittelbare Konsequenzen haben. Leider treffen die Konsequenzen die Menschen und nicht die Institution, die Fehler dieser Art systematisch hervorbringt: der moderne Staat. Krieg ist das Heil des Staates. Im Zuge der Weltkriege wucherte der Staat. Ist das Wohlergehen der Menschen nicht die Grundlage eines wohlhabenden, und damit mächtigen Staates? Haben sich die USA als Weltmacht durchgesetzt, weil trotz aller Mängel ihr Staat mehr Freiheit zuließ als andere? Diese Perspektive ist nicht ganz falsch, doch sie hat einen gravierenden Schönheitsfehler. Tatsächlich ist es vernünftig anzunehmen, daß eine freiere Gesellschaft technologisch unfreiere Gesellschaften abhängt und dadurch auch militärisch einen Vorsprung entwickelt. Doch der Wohlstandsverlust durch Unfreiheit kann durch Mittelkonzentration per Organisation, Zentralisation, sowie Raub und Beute kompensiert

werden. Die Kapitaltheorie der Wiener Schule lehrt: nicht Technologie, sondern Kapital ist der begrenzende Faktor. Technologie kann gestohlen und zugekauft werden, sowie durch große Mittel bei niedrigerer Effizienz kompensiert werden. Die unbegrenzte Kriegsführung im 20. Jahrhundert kann also nicht durch technologischen Fortschritt oder die große Freiheit der kriegsführenden Staaten erklärt werden. Wir müssen vielmehr erklären, wie es zur Aufhebung der traditionellen Beschränkung durch das Kapital kam. Kriege waren einst dadurch beschränkt, daß die Beute langfristig die Kosten überwiegen mußte.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam der historische Moment der Sozialisten. Sie traten an als Friedensbewegung – der Kapitalismus sei der Kriegsmotor gewesen, schimpften sie. Es ist leicht, als Liberaler darüber den Kopf zu schütteln. Das ist die Gunst der späten Geburt. Wer sich allerdings in den – überwiegend nationalen – Sozialismus des 20. Jahrhunderts nicht hineinversetzen kann, kann auch die Geschichte nicht verstehen. Die These

von der Kriegsschuld des Kapitalismus ist nämlich nicht ganz falsch. Der Begriff „Kapitalismus“ zeigt ja schon an, daß es hierbei um eine wahrgenommene Entgrenzung des Kapitals ging. Die neokonservative Erzählung von „Ende der Geschichte“, an dem sich der liberaldemokratische Kapitalismus als bestes System durchgesetzt habe, blendet vieles aus – und beschwört Gegenreaktionen herauf, wie wir sie aktuell wieder in Rußland beobachten können. Der Erste Weltkrieg kann nicht allein historisch erklärt werden, viel wesentlicher ist die ökonomische Erklärung. Woher kamen die Mittel für den totalen Krieg? Welche Rolle spielte der „Kapitalismus“?

Unternehmertum, Fernhandel, Kapitalgesellschaften, Börsen etc. waren keine Erfindung des 19. Jahrhunderts, die gegen den Widerstand der Menschen durchgeboxt wurden. Dennoch schienen diese Institutionen damals eine neuartige Wucht zu entfalten, was rasch mit dem Schimpfwort „Kapitalismus“ bezeichnet wurde. Der Hintergrund dieser Wucht ist bis heute weitgehend unverstan-

den oder mißverstanden. Insbesondere die Wiener Schule leistete einen großen Beitrag, diese Episode der Wirtschaftsgeschichte und damit auch unsere Zeit besser zu verstehen. Dazu ist ein Blick auf das 18. Jahrhundert nötig. Es war das Jahrhundert, in dem das Bankwesen und der Staat verschmolzen. Bislang war die Staatsfinanzierung auf Steuern (Raub), Beute (Krieg), Seignorage (Geldentwertung) und Kredite angewiesen. Doch erstere drei Finanzierungswege untergruben stets den letzteren, denn das Risiko, einer Institution Geld zu leihen, die auf Gewalt beruht, war den meisten Menschen, aber auch anderen Staaten stets zu hoch. Ein Privatmann, der am Staatskredit verdient, weckt Begehrlichkeiten zum Raub, wie ein Staat, der am Kredit eines anderen verdient, Begehrlichkeiten weckt, die zu Krieg führen können. Im Zeitalter des Absolutismus (16.-18. Jahrhundert) verlangte der krebsartig wuchernde Zentralstaat nach immer neuen Mitteln. Doch die Kosten von Krieg, Steuern und Geldentwertung übersteigen meist deren langfristigen Ertrag. Alle drei

dieser gewaltsamen Einkommensarten führen dazu, daß mobiles Vermögen verschwindet: über die Grenzen, in Löchern und im Konsum. Die traditionellen Wege, die Geldknappheit des Staates zu verringern, vergrößerten die Geldknappheit der Wirtschaft und ließen damit langfristig auch die Einkommensquellen des Staates versiegen – was seine Möglichkeiten zu ausgedehnter Kriegsführung deutlich einschränkte.

1694 zeigte England einen möglichen Weg aus diesem Dilemma: Die Gründung der Bank of England war einer der ersten systematischen Versuche, den Schuldenbedarf des Staates „kapitalistisch“ zu decken. Der österreichische Wirtschaftshistoriker Adolf Beer beschrieb diese Gründung so:

Das Vaterland des eigentlichen Staatscredits ist England, dort sah sich die Regierung Wilhelm III. genöthigt, zur Bestreitung der ausserordentlichen Kriegsbedürfnisse zu öffentlichen Anleihen zu schreiten, während man sich bisher nur auf dem Wege des Privatcredits die nöthigen Summen verschaffte. Die 1694

gegründete Bank von England schoss der Regierung 1,2 Mill. Pfd. St. vor, dieses Capital kann als der Anfang des englischen Staatsanleihsystems betrachtet werden. Beim Tode Wilhelm III. belief sich die englische Staatsschuld auf 10 Mill. Pfd. St., und die langwierigen und kostspieligen Kriege steigerten dieselbe in beträchtlicher Weise; sie betrug 1714 50 Mill., 1763 140 Mill., 1786 268, 1802 620, und 1815 860 Mill. Pfd. St. Den höchsten Stand erreichte die englische Staatsschuld im Jahre 1817 mit 864 Mill. (Beer – digitale Ausgabe ohne Seitenkennung)

Das gesamte 18. Jahrhundert war dann vom Entwicklungsprozeß geprägt, der nötig war, um aus dieser Innovation dauerhafte Institutionen zu machen und den gesamten Wirtschaftsablauf darauf auszurichten. Diese Innovation kann als neue Alchemie betrachtet werden, sie stellt die Versuche der alten Alchemie in den Schatten. Man kann dabei von einer „monetären Revolution“ sprechen, deren Bedeutung für die moderne Wirtschaft weitgehend übersehen oder unterschätzt wird.

Die alchemistische Formel hat unendlich viele

Variationen, folgt aber im Kern folgendem Muster: Staatliche Schultitel werden mit privaten gemischt und bilden die Grundlage, auf der dann eine Pyramide von Umlaufsmitteln aufgebaut wird. Der Staat löst dabei das Dilemma der Finanzierung, indem er die Institutionen, die private Händler aufgebaut hatten, usurpiert und seinen Zwecken zuführt. Erstmals trocknet dabei die private Wirtschaftstätigkeit aber nicht aus, sondern wird durch die Ausweitung der Umlaufsmittel gar belebt – zumindest kurzfristig. Umlaufsmittel sind nach Ludwig von Mises Bankwerte, die anstelle von Geld treten, durch dieses aber nicht hinsichtlich der Fälligkeit und Liquidität voll gedeckt sind. Die Umlaufsmittelausweitung müsste damit das Risiko der ausgebenden Banken, illiquide zu werden, rapide erhöhen. Doch die moderne Alchemie beruht darauf, die Banken im Gegenzug für ihre Mithilfe bei der Staatsfinanzierung zu privilegieren und über das bislang unter Kaufleuten gültige Recht zu stellen.

Die monetäre Revolution war ein Geniestreich auf

Raten. Die unternehmerischsten Elemente einer Gesellschaft, die sonst dem Machtanspruch des Staates gefährlich werden würden, werden nun durch Scheinwerte gewissermaßen eingekauft. Die Kreditausweitung durch Verschuldung, die dem Vorbild des Staates folgte, begünstigt immer größere Einheiten. Der zentralisierende Staat ging so mit einer sich konzentrierenden Wirtschaft einher. Diese Konzentration führte durch Skaleneffekte zu durchaus beachtlichen Produktivitätssteigerungen. In England zeigte sich das zunächst in der Landwirtschaft, wo der Staat die Konzentration vorantrieb:

Noch im Anfange des 18. Jahrhunderts lag fast alles Land offen; die Einschliessung, Verkoppelung des Acker-, Wiesen- und Weidelandes begann in der Mitte desselben und damit geschah der erste bedeutende Schritt zur Verbesserung der landwirthschaftlichen Cultur. In dem Zeitraume von 1798 bis 1832 wurden allein 4 Mill. Acre Gemeinheitsgüter getheilt und eingehägt, wodurch allein sich der Reinertrag der Güter verzehnfacht haben soll. [...] Noch gegen Ende

des 17. Jahrhunderts belief sich nach Macaulay die Zahl der Grundeigenthümer auf 160.000, etwa den siebenten Theil der englischen Gesamtbevölkerung. Diese bäuerlichen Grundeigenthümer schwanden im Laufe des 18. Jahrhunderts immer mehr zusammen, und während der Continentalkriege gingen die kleinen Güterbesitzer gänzlich zu Grunde. Die reichen Capitalisten warfen sich in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts und in dem ersten Decennium des jetzigen auf die Landwirthschaft, da die Bodenproducte durch schlechte Ernten, Ausfuhrprämien und prohibitive Gesetze fortwährend stiegen und die Verwerthung des Capitals im Ackerbau sehr fruchtbringend war. Im Jahre 1816 gab es in England und Wales nur noch 32.000 Grundbesitzer und im Jahre 1831 war die Zahl derselben sogar auf 7200, worunter ungefähr 600 reiche, zusammengeschmolzen. Die Besitzer der kleinen Güter wandten sich entweder der Industrie zu oder gingen in den Pächterstand über, hie und da sanken sie zu eigentlichen Tagelöhnern herab. [...] Die Engros-Pächter haben in nicht geringem Grade zum Aufschwunge der Landwirthschaft beigetragen, indem sie dem Ackerbau bedeutende Capitalien zuzuwenden im Stande waren und Ameli-

orationen allerlei Art vornahmen. Dadurch sind diese Oberpächter den Besitzern grosser Fabriken sehr ähnlich geworden; sie erfanden, entdeckten, versuchten gar Vieles, was eine wenn auch noch so grosse Menge kleinere Landleute, deren jeder nur einige Acres zu pachten vermochte, nimmer hätte erfinden, entdecken, versuchen können. Mit diesem gewichtigen Vortheile der Zuwendung einer so bedeutenden Capi- talkraft paarte sich ferner der nicht geringe Umstand, daß der Vorgang der grossen Pächter den Nacheifer der kleinen, meist ihrer Unterpächter weckte, auch diese zu fortwährendem Nachsinnen und rastlosen Verbesserungsversuchen anspornte. Daher kommt es, daß diese kleinen Pächter in der Regel unterrichteter und aufgeklärter sind, als die deutschen Landwirthe und sich bessere Methoden und Werkzeuge, theilweise auch mit Unterstützung der Oberpächter aneignen. (Beer)

Diese Konzentrationstendenz wurde einst als typisch für den „Kapitalismus“ wahrgenommen. Felix Somary erklärt anhand der „kapitalistischen“ Landwirtschaft, warum man Kapitalismus und Sozialismus damals nahezu als Synonyme betrach-

ten konnte:

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten mehrere führende englische Nationalökonomten das kapitalistische System auf die Landwirtschaft ausdehnen wollen; nach ihnen sollten bei wachsendem Wohlstand die Bauernhöfe verschwinden, um großen, im Geist des Fabrikwesens bewirtschafteten Pachthöfen Platz zu machen. Dieser Tendenz war der russische Staatsrat Theodor Bernhardt entgegengetreten, der in seinem ausgezeichneten, 1849 erschienenen Werk die Gründe für großes und kleines Grundeigentum einer objektiven und scharfen Kritik unterzog. Während dieses wichtige Werk außerhalb engster akademischer Kreise unbekannt blieb, hat die Theorie des englischen Liberalismus den stärksten Einfluß auf den Sozialismus und namentlich auf Karl Marx ausgeübt. Beiden war gemeinsam der Optimismus für die neue Industrieentwicklung und das Verkennen der Singularität der englischen Agrarentwicklung. Die Beseitigung des Bauern in England als Folge der Reformation und der Einhegungen hatte nirgendwo anders Nachahmungen gefunden; die Bauernbefreiungsaktionen des 18. Jahrhunderts in Preußen und Österreich hatten in großer Zahl selbständige Landwirte heran-

gezogen. Die Übernahme der englischen Doktrin kostete dem europäischen Liberalismus in diesen Ländern die Unterstützung der Landwirte, die selbständige Wirtschaftsparteien bildeten. Der offizielle Sozialismus hielt aber an der klassischen Doktrin fest, obwohl es auch hier an Opposition nicht fehlte. [...] Der Bolschewismus hat mit List und Gewalt eine neue Agrarpolitik durchgeführt, die genau den Tendenzen gerade jener englischen bürgerlichen Nationalökonomien der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entsprach. (Somary: 67f)

Damit sollte dem Leser nun langsam die Naumann'sche Perspektive klarer werden. Staat und Unternehmertum wurden gerade in Preußen überhaupt nicht als Gegensatz wahrgenommen. Schließlich zeigt ja sogar die Etymologie des Unternehmers eine etatistische Konnotation, wie ich in einer Analyse vor längerer Zeit gezeigt habe. Darin lag gerade die Essenz der monetären Revolution: Staatliche Ankurbelung der Privatwirtschaft und private Wohlstandsschaffung zur Nahrung des Staates. Nach und nach wurden immer weitere Kreise der Bevölkerung in die neue Wirt-

schaftsordnung eingegliedert. Das erste größere Experiment der Einbindung privater Initiative in die Umlaufsmittelausweitung durch Massenspekulation gelang dem schottischen Ökonomen John Law in Frankreich. Damals wurde der Begriff „Millionär“ geprägt, der bis heute für die vermeintlich „kapitalistische“ Erzählung des für jeden möglichen Anlegererfolgs sprichwörtlich ist – bis er wohl bald vom „Milliardär“ abgelöst wird. Viele Nullen sind der Fetisch des neuen Finanzregimes.

Revolutionäre Millionäre

Frankreich war besonders empfänglich für die monetäre Revolution; es ist kein Zufall, daß diese eng mit der politischen Revolution verbunden ist, die Frankreich am Ende des 18. Jahrhunderts erschütterte und die Welt verändern sollte. Sowohl die monetäre als auch die politische Revolution schwappten von England nach Frankreich über und entfalteten erst am Kontinent ihre volle Wirkung. Nach der französischen Revolution folgte – inspiriert durch die Law'sche Spekulationsblase –

das erste große Experiment einer staatlichen Papierwährung in Europa, die Assignaten. Enteigneter Grund aus einstigen Kirchengütern wurde dabei zur „Deckung“ der Finanztitel herangezogen. Freilich widersprach dies einerseits den kaufmännischen Deckungserfordernissen, andererseits oblag die Umlaufsmittelmenge staatlicher Willkür und wurde natürlich rasant gesteigert. Die Finanzierung des Staates wurde so zwar ermöglicht, doch Gesellschaft und Wirtschaft nahmen dabei solchen Schaden, daß bald die napoleonische Phase folgte. Am Ende der Umlaufsmittelausweitung und ihren Verschuldungsspiralen stehen meist Tyrannen. Die Tyranis galt schon in der Antike als drastische Methode der Entschuldung.

Der moderne Charakter der monetären Revolution zeigte sich in Frankreich nur allzu deutlich. Während der Wahn der Law'schen Spekulationsblase noch auf bestimmte Gesellschaftsschichten beschränkt war, wurde nun die gesamte Gesellschaft von einer grundlegenden Änderung erfaßt, die das Wirtschaften der Menschen auf eine neue, aller-

dings sehr morsche Grundlage stellte. Andrew D. White beschreibt die Folgen dieser Revolution sehr anschaulich:

Aus der Preisinflation erwuchs eine Spekulantenkasse; und in der vollkommenen Ungewissheit über die Zukunft wurde jedes Geschäft zum Glücksspiel, wurden alle Geschäftsleute Spieler. In den Städten sammelten sich die Börsenhändler und Spekulanten, und diese beförderten unheilvolle Gepflogenheiten im Geschäftsleben, welche sich bis in die entferntesten Teile des Landes ausbreiteten. Anstatt sich mit den rechten Gewinnen zu bescheiden, brannte man leidenschaftlich nach unmäßigen Profiten. Als dann dazu die Werte immer unsicherer und unsicherer wurden, sah man keinen Grund mehr dafür, sorgfältig und sparsam zu wirtschaften, aber jeden Grund, unmittelbare Ausgaben zu tätigen, um sich gleich in der Gegenwart zu vergnügen. So kam es im ganzen Land zur Vernichtung der Sparsamkeit. In diesem Wahn, anstatt für zukünftigen Wohlstand zu sorgen dem unmittelbaren Vergnügen nachzugeben, lagen die Wurzeln des aufs neue wachsenden Elends. Sinnloses und verschwenderisches Luxusleben stellte sich ein; auch dies

verbreitete sich als eine Mode. Um diesem Luxusleben Nahrung geben zu können, begingen im ganzen Land die Menschen Betrügereien, und die Beamten und Vertrauensträger ließen sich bestechen. Während die Männer auf diese Weise im privaten und im öffentlichen Bereich ihre Geschäfte tätigten, verstiegen sich die Frauen zu neuen Moden in extravaganter Kleidung und im Lebensstil, was alles wiederum Anlass zur Korruption bot. Der Glaube an sittliche Rücksichtnahmen, mehr noch, an sittlich gute Antriebe, wich einem allgemeinen Misstrauen. (White: 108f)

Ganz ähnliche Phänomene zeigten sich bisher in jeder Inflationsphase. Die ideologischen Folgen, die wiederum die politische Revolution nährten, sind offensichtlich. Felix Somary beschrieb die Symptome der späteren Inflation im deutschsprachigen Raum wie folgt:

In auffälligster Weise häuften sich Dekadenzerscheinungen: die Überbetonung des Erotischen, im Zusammenhang damit das Wuchern einer Pseudowissenschaft, die sich Psychoanalyse nennt, und die starke Zunahme der Perversität, deren rasch wachsende

Anhängerschaft einen geheimen Klan mit stärkstem gesellschaftlichem und politischem Einfluß bildete; das Entstehen talmireligiöser Sekten mit betont aggressivem Charakter, mit zweifelhaften Geschäftsmännern an der Spitze und devoter und zahlungsfroher Gefolgschaft. Der Kreis des Irrationalen und des Morbiden breitete sich aus, und die Widerstandskräfte schwächten sich ab. (Somary: 335)

Weder Konsum noch Kredit sind grundsätzlich mit einem moralischen Makel behaftet. Warum scheinen dann Phasen, in denen Konsum und Schulden ins Übergewicht gegenüber dem Sparen geraten, mit moralischem Verfall einherzugehen? Die Geschichte bietet zahlreiche Belege für diese Korrelation, vom Niedergang des römischen Reichs bis zu modernen Inflationszeiten. Der Grund dafür ist einfach: Exzessiver Konsum bedeutet absolute Gegenwartsfixiertheit – nach mir die Sintflut! Alle Hüllen fallen, ebenso alle Hemmungen. Eine besonders eindruckliche Beschreibung von einerseits Konsumanstieg und andererseits moralischer Enthemmung bietet Bocaccio in sei-

ner Geschichtensammlung Decamerone – die Leute klammern sich im Angesicht des drohenden Todes durch die Pest an das, was der Tag zu bieten hat. Die beste Medizin gegen die Epidemie wäre, so hätte man damals geschlossen:

recht viel zu trinken, das Leben zu genießen, mit Gesang umherzuwandern, sich angenehm zu unterhalten, jedes Begehren zu befriedigen, so gut man es vermöchte, und über alles, was geschähe, zu lachen und sich lustig zu machen, [...]. Sie zogen Tag und Nacht von einer Schenke in die andere und tranken ohne Maß und Ziel. Am tollsten jedoch trieben sie es in fremden Häusern [...]. (Boccaccio: Erster Tag)

In der Chronik des Matteo Villani wird überliefert:

Die Menschen [...] trieben es zügelloser und erbärmlicher als jemals zuvor. Sie ergaben sich dem Müßiggang, und ihre Zerrüttung führte sie in die Sünde der Völlerei, in Gelage, in Wirtshäuser, zu köstlichen Speisen und zum Glücksspiel. Bedenkenlos warfen sie sich der Lust in die Arme. (Villani: 4. Kapitel)

Doch was ist unter „moralischem Verfall“ zu ver-

stehen? Ist die Verurteilung einer höheren Konsumneigung nicht bloß bourgeoise Bigotterie? In einer Zeit, in der weder die Sitten, also die Tradition, noch die Religion allgemeine Überzeugungskraft haben und so zur Orientierung genügen, ist die moralische Perspektive stets der Ideologie verdächtig. Doch Ethik ist auch Teil der praktischen Philosophie und als solche Teil des Versuchs, die Welt und das menschliche Handeln zu verstehen.

Die klassische Tugendlehre tadelt den Verlust des rechten Maßes und weist damit auf ein Übergewicht oder eine Schiefelage im Handeln hin. Konsum- und Sparneigung verweisen aufeinander: Ich konsumiere heute, aber ich konsumiere kontrolliert, weil ich auch morgen eine Option auf Konsum oder Investition haben möchte. Denke ich nur ans Heute, verschulde ich mich, um zu konsumieren. „Schief“ wird etwa der Kredit dann, wenn er zu einer Verschuldungsspirale führt. Überschuldung bedeutet, eine Rückzahlung der Schulden in voller Höhe ist nicht mehr möglich, weil etwa das gesamte Einkommen schon durch

die Zinslast aufgefressen wird.

Die Schieflage ist zunächst eine in der Zeit: Das Handeln in der Gegenwart wird gegenüber zukünftigen Folgen stark überbewertet. Ökonomen beschreiben dieses Verhalten als Ausdruck hoher Zeitpräferenz. Eine allzu niedrige Zeitpräferenz kann hingegen dazu führen, den Augenblick nicht zu schätzen und damit das Leben an sich vorbeiziehen zu lassen, weil man stets für ein ungewisses Morgen plant. Das wäre das „ungelebte Leben“, wie es Erich Fried poetisch und Carl Gustav Jung psychologisch ausdrücken. Doch bei allem Lob für die Lebendigkeit des Augenblicks, dürfen wir nicht vergessen, daß ein großer Teil menschlicher Kultur, insbesondere jener des Abendlandes, auf der geistig-abstrakten Überwindung des Augenblicks beruht, die die Grundlage niedriger Zeitpräferenz ist. Zwischen den Polen der Vitalität und der Ausrichtung, der sinnlichen Bodenhaftung und der geistig-transzendentalen Orientierung, der Immanenz und der Transzendenz ist der Mensch aufgespannt und muss auch hier sein persönliches

rechtes Maß finden.

Ein Übertreiben des moment-bezogenen Lebens-
triebes hat für den einzelnen eine kulturelle und
eine physiologische Folge. Einerseits sind viele
menschliche Ziele, insbesondere die komplexeren,
nur auf Umwegen erreichbar. Wie es der österrei-
chische Ökonom Eugen Böhm von Bawerk for-
mulierte, bieten Umwege eine „Mehrergiebigkeit“.
Rein im Moment müssen wir uns damit abfinden,
was gerade da ist. Mit entsprechender Genügsam-
keit und der Gnade einer reichen Umwelt reichte
das vielleicht noch für die Grundbedürfnisse aus,
doch höhere Ziele, die menschliche Kultur ausma-
chen, wären unerreichbar. Kultur kommt von cole-
re (anbauen) und bezieht sich damit auf die erste
größere Kulturleistung, die ein Bewirtschaften der
Zeit erforderte: die Landwirtschaft.

„Kultur“ ist freilich ein Etikett, über das wir uns
heute gewiss nicht mehr einig werden können, fast
so wenig wie über die Moral. Der wertneutralste
Ansatz hierzu besteht wohl in der Einsicht, daß

dem Menschen sein Potential weitgehend verbor-gen bliebe, wenn er nicht für höhere Ziele manch niederes zurückstellen würde. Dies ist das kulturelle Argument gegen eine zu hohe Gegenwartsorientierung.

Das physiologische Argument erkennt an, daß Menschen altern: Unsere Erwerbsfähigkeit nimmt ab. Sparsamkeit ist deshalb nötig, weil wir zeitbedingte Wesen sind. Träfen wir für das Alter keine Sorge, würde entweder unser Leben elendiglich verkürzt oder die Erwerbsfähigkeit der Jungen so überlastet, daß deren Leben in unerträglicher Weise eingeschränkt würde.

All die „moralischen Verfallserscheinungen“ sind schlicht Überdehnungen des an sich guten Lebenstriebes, die Völlerei und Trunksucht Übertreibungen des Genusses. Sparen, Konsum und Kredit sind eigentlich gar keine Gegensätze, sondern bedingen einander. Recht verstandenes Sparen ist ebenso wie recht verstandener Konsum auf das Leben ausgerichtet. Die politische Zerrüttung des

ökonomischen Zusammenhangs zwischen Sparen und Konsum ist daher letztlich lebensfeindlich. Sie verkürzt die Perspektive unseres Handelns und raubt der Wirtschaft ihren Sinn. Roland Baader, der unermüdliche Mahner gegen die Geldentwertung, beklagte:

Alle Beteiligten sind auf endloser Renditejagd, um dem Kaufkraftverlust ihres Geldes entgegenwirken zu können. Damit fallen auch die moralischen Schranken der Menschen gegen Staatsverschuldung, gegen Kreditfinanzierung des ganzen Lebens und gegen unverantwortliche Finanzakrobatik. (Baader: 43)

Das rechte Maß zwischen Disziplin und Lebenstrieb zu finden, ist schon für Individuen nicht leicht. In Gesellschaften ist es besonders schwierig, weil es durch unser Imitationsverhalten massive Verstärkungseffekte gibt. Nehmen bestimmte Handlungsweisen überhand und fällt dann die sie nährende Grundlage weg, reagieren die Menschen oft mit Gegenübertreibungen. In harmloser Weise läßt sich das Phänomen in der Mode beobachten. Die Entwertung des Sparens führt zur übertriebe-

nen Betonung von Kräften der Immanenz. Solche Kräfte sind etwa die Jugend, die Lust, die Leidenschaften und die Linke. Dadurch werden aber gefährlich überzogene Spiegelbilder als Gegenüberreibungen genährt. Eine paradoxe, aber ebenso verheerende Folge der künstlichen Aufblähung von Scheinwerten, die den Sparsinn hintertreibt, ist die Entwertung des Genusses, die eine lustfeindliche Gegenreaktion heraufbeschwört.

Doch erst die zweite Seite des moralischen Verfalls macht die erste so verhängnisvoll: die Zerrüttung der Gesellschaft. Der altmodische Ausdruck von der „Sittlichkeit“ verweist ebenso wie das lateinische Wort „Moral“ auf die Sitten, also Gepflogenheiten einer Gesellschaft. Damit ist gemeint: eine Orientierung nicht nur am Heute, sondern auch am Morgen und Übermorgen, nicht nur am eigenen Ich, sondern auch am Nächsten und Übernächsten, es bedeutet Verlässlichkeit, Ehrlichkeit, Selbstbeschränkung, Mut und Augenmaß. Ohne eine Grundstabilität von Erwartungen gegenüber dem Nächsten kann keine Gesellschaft überdau-

ern. Droht sich die Gesellschaft aufzulösen, folgt die panische Reaktion auf die vorherige Überdehnung. Die Geschichte bietet hierfür düstere Belege. Die letzte große Entwertungsphase beschrieb Stefan Zweig so:

Welch eine wilde, anarchische, unwahrscheinliche Zeit, jene Jahre, da mit dem schwindenden Wert des Geldes alle andern Werte in Österreich und Deutschland ins Rutschen kamen! Eine Epoche begeisterter Ekstase und wüster Schwindelei, eine einmalige Mischung von Ungeduld und Fanatismus. Alles, was extravagant und unkontrollierbar war, erlebte goldene Zeiten: Theosophie, Okkultismus, Spiritismus, Somnambulismus, Anthroposophie, Handleserei, Graphologie, indische Yoghilehren und paracelsischer Mystizismus. Alles, was äußerste Spannungen über die bisher bekannten hinausversprach, jede Form des Rauschgifts, Morphinum, Kokain und Heroin, fand reißenden Absatz, in den Theaterstücken bildeten Inzest und Vtermord, in der Politik Kommunismus oder Faschismus die einzig erwünschte extreme Thematik; unbedingt verfemt hingegen war jede Form der Normalität und der Mäßigung. (Zweig: 219)

Niemand hätte gedacht, daß die damals aufgekommene „Jugendbewegung“ letztlich in den Nationalsozialismus münden sollte. Kurz zuvor wähnte man sich noch im „goldenen Zeitalter der Sicherheit“. Kaum waren die Ersparnisse unsicher, fielen alle anderen Sicherheiten.

Schon im revolutionären Frankreich zeigte sich, daß die monetäre Revolution zunächst zwar die politische Revolution nährt, am Ende aber stets eine politische Reaktion heraufbeschwört. Auch in der Politik läßt sich also das Muster des Konjunkturzyklus nachverfolgen. Und auch dort bedeuten die Strukturverzerrungen letztlich bleibenden Schaden. Sehen wir dazu nochmals den aufschlußreichen Bericht von White an. Der Cantillon-Effekt führt in der Inflationshausse zur Überfettung der Städte mitsamt der dort residierenden Intellektuellen; langsam breitet sich deren Einfluß entlang der Geldströme über das gesamte Land aus:

Denn in den großen urbanen Zentren wächst ein ver-

schwendungssüchtiger und spekulativer Körper, der wie ein bösartiger Tumor in sich die Kraft der Nation aufsaugte, und seine Krebszellen in die entferntesten Flecken aussandte. In diesen Zentren schien großer Wohlstand angehäuft zu werden; im gesamten Land wuchs eine Ablehnung für geregelte Arbeit und eine Abscheu vor geringen Erträgen und einem einfachen Leben. [...] Während diese Knoten gewiefter Intriganten in den Stadtzentren durch plötzlichen Wohlstand aufgebläht wurden, magerten die produzierenden Klassen des Landes ab, obwohl sie immer mehr Währung in den Händen hielten. [...] In den führenden Städten Frankreichs kam nun ein Luxus und Lotterleben auf, die ein größeres Übel darstellten als das vorherige Plündern. Im Land verbreitete sich immer mehr ein Geist des Glücksspiels. [...] Dieser rücksichtslose und korrumpierende Geist war nicht auf Geschäftsleute beschränkt; er brach in offiziellen Kreisen aus, und Politikern, die nur wenige Jahre zuvor eine völlig weiße Weste hatten, wurden verschwendungssüchtig, rücksichtslos, zynisch und schließlich korrupt. Mirabeau selbst, der einige Monate zuvor noch Gefängnis und gar den Tod riskiert hatte, um eine verfassungsgemäße Regierung aufzu-

stellen, erhielt zu diesen Zeitpunkt bereits insgeheim hohe Bestechungsgelder. [...] Aus der Spekulation und dem Glücksspiel der Inflationsphase wuchs der Luxus und aus diesem die Korruption. Sie wuchs so natürlich wie Pilze auf einem Misthaufen. Zuerst spürte man sie bei den Geschäften, doch bald war sie in der Legislative und im Journalismus zu sehen. (White: 59ff)

White ergänzt einen Hinweis beachtlicher Aktualität, daß „Inkompetenz!“ als Erklärungsansatz für die modernen Finanzdebakel, von Assignaten bis zur Hypobank, nicht ausreicht. Ganz im Gegenteil benötigte die monetäre Revolution viel menschliches Genie. Die Krisen sind keine Einzelfehler, sondern der notwendige Abschluß systemischer Fehlerzyklen. Wahnsinn ist schließlich die Übertreibungsform des Genies, nicht der Dummheit:

Auf dieses umfassende Kapitel finanziellen Wahnsinns bezieht man sich oft in einer Weise, als ob es die direkte Folge der Handlungen völliger finanzieller Laien gewesen wäre. Das ist ein schwerer Irrtum. Es ist wahr, daß Intriganten und Träumer eine führende Rolle beim Aufbau des Fiatgeldsystems spielten;

ebenso wahr ist es, daß Spekulation und Finanzinteressen dies verschlimmerten; doch jene Männer, die während der Terrorherrschaft für die Finanzen Frankreichs verantwortlich waren und diese Experimente durchführten, die uns so monströs erscheinen, um sich und ihr Land zu retten vor der Flut, die alles zum finanziellen Ruin trieb, waren allgemein anerkannt als die fähigsten und ehrlichsten Finanzleute Europas. (White: 85)

Die Reaktion auf die Übertreibung äußerte sich in Frankreich an einem ökonomischen Faktum, das die Revolutionäre zur Weißglut trieb. Es handelte sich um eine Wertdifferenz. Ökonomisch begründete Wertdifferenzen sind die Geißel der Ideologen und der Grund dafür, daß die Ökonomik als „ungute Wissenschaft“ (siehe Scholien 05/11) so unpopulär ist. Die Restauration der Monarchie hatte sich durch eine solche Wertdifferenz angekündigt:

Wie wir sahen, zierte die erste, durch die Nationalversammlung angeordnete Emission der Assignaten ein Portrait des Königs; dieses Emblem wurde jedoch bei

den zahlreichen Emissionen nach der Errichtung der Republik aufgegeben. Diese Veränderung führte zu einer Wertdifferenz zwischen dem früheren und dem späteren Papiergeld. Die wilden Spinnereien von Fanatikern und Demagogen hatten zu dem wachsenden Glauben daran geführt, daß der Status quo nicht andauern könnte; daß die Bourbonen in nicht allzu langer Zeit zurückkehren müßten; daß, in einem solchen Fall, ein neuer Monarch wohl die überwiegende Masse der seitens der Republik emittierten Papiere für ungültig erklären würde, aber jene erste Emission aufgrund des königlichen Antlitzes und dadurch königlicher Garantie anerkennen würde. So erzielte die erste Emission einen höheren Wert als jene späteren Datums. (White: 74)

Der Zyklus wurde durch Napoleon geschlossen – das Imperium dann durch Napoleon III. reflatiiert, auf den wir gleich zu sprechen kommen werden. Der starke Mann hoch zu Roß – ein Tyrann – ist das typische Ende einer Überschuldungsphase:

Das akute Leiden aufgrund des Unglücks und der Zerstörung, welche die Assignaten, die Mandate und

die übrige im Wertverfall befindliche Papierwährung gebracht hatten, dauerte fast zehn Jahre an, doch die Periode des Wiederaufbaus dauerte länger als die folgende Generation. Es waren ganze vierzig Jahre nötig, um das Kapital, die Industrie, den Handel und den Kredit wieder auf das Niveau zu bringen, das sie vor der Revolution hatten, dazu war ein „Mann hoch zu Roß“ gefordert, der die Monarchie auf den Ruinen der Republik wiedererrichtete und Millionen von Leben für das Empire wegwarf, die noch zu den Millionen hinzukamen, die durch die Revolution geopfert wurden. (White: 104f)

Mobilkredit

Das Problem des revolutionären Geldexperiments in Frankreich war, daß es nur die Immobilienwirtschaft direkt belebte. Zur Vervollkommnung der monetären Revolution war eine Ausdehnung auf den größten Teil der Wirtschaft nötig: Industrie und Handel, die mobile Gütern produzieren und verteilen. Auch diese Etappe wurde zuerst in Frankreich bewältigt. Mit dem Aufkommen der sogenannten *Crédit Mobilier*-Banken war das Fun-

dament der modernen Wirtschaftsordnung gelegt. Zwar nennt man diese Ordnung gerne „Kapitalismus“ – nach dem Schmähbegriff, der aufkam, als man die negativen Folgen für die Gesellschaft bemerkte – doch führt dies auf eine gänzlich falsche Fährte. Tatsächlich standen hinter diesen Schritten Vordenker des Sozialismus, die eine zentralisierte Wirtschaft unter dem Diktat von Industriellen und Ingenieuren ersehnten. Friedrich A. von Hayek erklärt diesen ideengeschichtlichen Hintergrund:

Die Begründer des modernen Sozialismus haben auch viel dazu beigetragen, dem kontinentalen Kapitalismus seine eigentümliche Form zu geben; „Monopolkapitalismus“ oder „Finanzkapitalismus“, die sich durch die enge Beziehung von Bankenwesen und Industrie entwickelte [...], die rasche Entwicklung von Aktiengesellschaften und die großen Eisenbahnsysteme sind größtenteils Saint-Simonistische Schöpfungen. Die Geschichte dieser Entwicklungen ist hauptsächlich eine Geschichte der Banken vom Typ des *Crédit Mobilier*, kombinierte Deposit- und Investitionsunternehmungen, wie sie zuerst von den Brü-

dern Pereire in Frankreich ins Leben gerufen wurden und dann unter ihrem persönlichen Einfluss oder von anderen alten Saint-Simonisten fast auf dem ganzen europäischen Kontinent nachgeahmt wurden. [...] Es kann nicht geleugnet werden, daß es ihnen gelungen ist, die wirtschaftliche Struktur der kontinentalen Länder ganz anders zu gestalten, als es der englische wettbewerbliche Kapitalismus war. (Hayek 1959: 299f)

Am Ende regieren dann natürlich weder Industrielle noch Ingenieure, keine Technokraten, sondern stets Bürokraten. In gewaltbasierten Zentralstrukturen findet stets eine Negativauslese statt. Nur wer seinen Mitmenschen nicht zu dienen vermag, drängt dazu, sie zu beherrschen. Ludwig von Mises brachte diese Tatsache mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck:

Jeder Halbgebildete kann eine Peitsche benutzen und andere Leute zum Gehorsam zwingen. Aber es erfordert Intelligenz und Sorgfalt, der Öffentlichkeit zu dienen. Nur einigen Leuten gelingt es, Schuhe besser und billiger als ihre Konkurrenten zu produzieren. Der uneffiziente Fachmann wird immer eine vorran-

gige Stellung der Bürokratie erstreben. Er ist sich völlig darüber im Klaren, daß er innerhalb eines Wettbewerbsystems keinen Erfolg haben wird. Für ihn ist die allumfassende Bürokratisierung ein Zufluchtsort. Mit der Macht einer Behörde versehen, wird er seine Anweisungen mit Hilfe der Polizei durchsetzen. [...] Wer seinen Mitmenschen nicht zu dienen in der Lage ist, will sie beherrschen. (Mises: 98)

Der Graf von Saint-Simon war einer der wichtigsten sozialistischen Vordenker, auch wenn sich Marx später von ihm distanzierte. Das ist verständlich, immerhin schuf Saint-Simon einen religiösen Kult, während Marx ein eher kühler Analytiker war. Dennoch wurde Saint-Simon später von den Sowjets als Leitfigur gewürdigt, auch Friedrich Engels lobte ihn. Die Brüder Pereire waren Bankiers und Gefolgsleute von Saint-Simon, die dessen Motto als Leitsatz erkoren: „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“. Die Pereire'sche Mobilkreditbank entstand im Jahr, in dem sich Napoleon III. zum Kaiser krönen ließ, und mit dessen Unterstützung, um

seinen Machtanspruch und seine Wirtschaftspolitik zu finanzieren. Er war selbst vom utopischen Sozialismus beeinflusst und wollte Frankreich radikal industrialisieren. Die Neugestaltung von Paris durch Präfekt Haussmann erfolgte auf seine Initiative und wurde teilweise durch die Pereire-Brüder finanziert. Verbunden damit war eine Immobilienblase. Ähnliches, nur zum Glück in viel geringerem Ausmaß, ereignete sich beim Wiener Ringstraßenbau einige Jahrzehnte später. Somary schildert die Rolle von Napoleon III., der uns schon untergekommen war, bei der Entwicklung des modernen Staatskapitalismus, der in den Gründerzeitkrach von 1873 mündete:

Die vorgenannte Krise von 1873 hatte die »Gründerperiode« abgeschlossen, die von dem dritten Napoleon inauguriert war. In seinem Pamphlet von 1847 hatte er vier Leitsätze proklamiert: Beseitigung der Armut, Herrschaft der Massen, Ersetzung des liberalen Programms: des Kampfes gegen die Forderungen des Staates durch das neue Sozialprogramm; was hat mir der Staat zu geben; und Finanzierung dieses Pro-

gramms durch Schulden – denn die Schulden des Staates seien kein Passivum, sondern ein Aktivum der Wirtschaft. Ich glaube, wir haben neuerdings ähnliches als neue Theorie gehört. Noch moderner mag uns die damalige Kritik Jolys anmuten: Napoleon baue seine Tyrannis auf dem Wirtschaftsboom auf und diesen auf drei Faktoren: Kriegsvorbereitung, Großbauten und Vollbeschäftigung. Schlagworte vor der größten Krise des 19. Jahrhunderts! Alte Reminiszenzen, die merkwürdig neu klingen. (Somary: 427f)

Wesentlich ist die Kombination von staatlicher und unternehmerischer Initiative: der Staat gibt die Richtung vor, setzt sie gegen alle Widerstände durch, deckt die nötige Schuldenkaskade und spornt sie an, während Banken und Unternehmer profitieren – je staatsnäher, in desto größerem Ausmaß. Die angetriebene Wirtschaftstätigkeit sickert freilich nach und nach durch die gesamte Bevölkerung, doch treten dabei massive Verzerrungen auf.

Die höhere Wirtschaftstätigkeit nährte wiederum den Staat. Die Mobilkreditbank diente ebenso zur

Kriegsfinanzierung, besonders der damaligen Krimkriege. 1867 kam es zwar zum Zusammenbruch der Bank, als sich diese vor allem mit österreichischen Staatsanleihen verspekulierte, doch die monetäre Revolution war abgeschlossen. Nur noch Details sind seitdem am Finanzsystem verfeinert worden. Insbesondere wurde deutlich, daß es eine staatlich privilegierte Zentralbank als absolutes Währungsmonopol braucht, damit diese als Kreditgeber der letzten Instanz Banken mit Liquidität versorgen kann. Ansonsten würden die wenigsten Banken die von ihnen mitverursachten Konjunkturzyklen überleben. Beer erklärte die Vorzüge der Kreditwirtschaft wie folgt:

Die gigantische Produktionskraft der Gegenwart wäre ohne die mächtige Entfaltung des Credits nicht möglich. Der Credit entwickelt sich erst spät und allmähig, er setzt geordnete Zustände, sichere Verhältnisse, ein erhöhtes Wirthschaftsleben voraus. In dem „Mittelalter" aller Völker, ist der Credit von untergeordneter Bedeutung. Man hat die grossartige Wirksamkeit des Credits in der Gegenwart bald erkannt, Wesen und

Bedeutung damit gehörig gekennzeichnet, daß man das 19. Jahrhundert die „Epoche der Creditwirthschaft“ genannt hat. Naturalwirthschaft, Geldwirthschaft, Creditwirthschaft sind die drei Formen, in welchen das ökonomische Leben aller Völker, ja der gesammten Menschheit sich manifestirt. Die Aufspaltung des Capitals ist erst in der Geldwirthschaft möglich. Die nutzbringende Verwendung des Capitals, d. h. die Frucht früherer Arbeit für die Gegenwart und Zukunft wird in ausgiebiger Weise erst durch den Credit bewerkstelligt. Der Credit setzt ein bestimmtes Capital voraus, welches erst durch Arbeit erworben werden muss; der Credit kann nicht Etwas aus Nichts schaffen; aber kaum entfaltet, bildet er das belebende, treibende Element in dem socialen und ökonomischen Leben. Credit und Association sind die grossen Hebel der neueren Wirthschaftsentwicklung. Durch die Function des Credits wird Capital, welches oft in unproductiven Händen sich befindet, productiven anvertraut, der todte Schatz flüssig gemacht. (Beer)

Nun ist am Kredit an sich nichts Schlechtes. Doch erwies sich der nervöse Zeitgeist als zu ungeduldig. War das Potential einer Ausweitung der „Produk-

tionskraft“ einmal erkannt, wollte man nicht zuwarten. Jeder drängte an „seinen Platz an der Sonne“ – so die Losung der Zeit. Das Mobilkreditwesen sollte eine Beschleunigung über die Beschränkungen der klassischen Banktheorie hinweg ermöglichen:

Die Banken haben das Eigenthümliche, daß sie die zu ihrer Disposition stehenden Capitalien nicht fest anlegen, sondern beweglich erhalten müssen, und nur durch die stricte Befolgung dieses Grundsatzes wirken sie erspriesslich und heilsam auf den wirthschaftlichen Organismus. Der stürmisch verdrängende Unternehmungsgeist im Anfange des vorigen Decenniums, rief nun eine Reihe von Anstalten ins Leben, welche in directerer Weise der Industrie unter die Arme greifen sollten, als es die Banken ihrer beweglichen Natur nach zu thun im Stande waren. Man versprach sich von diesen Instituten, denen die Aufgabe zufiel, die Vermittlung zwischen Capitalbesitzern und Gewerbetreibenden zu übernehmen, die erspriesslichsten Resultate, und ward von manchen Seiten nicht müde, das Gründungsjahr der Mobiliar-Creditinstitute als das erste einer neuen industriellen Aera zu bezeich-

nen. Durch Concentration des kleinen zerstreuten Capitals, hoffte man der grossen Production der Neuzeit die nöthigen Hilfsmittel auf leichtere Weise als bisher zuzuführen. Der Capitalbesitzer brauchte nicht mehr eine nutzbringende Verwendung seines Capitals mühsam auszuspähen und die verschiedenen Unternehmungen, an denen er theilnehmen konnte, sorgsam und eingehend zu prüfen. Die mannigfachsten Projecte wurden auf den Markt gebracht und harreten sehnsüchtig der Förderung, aber die richtige Auswahl war schwer zu treffen. Und doch ist diess gerade die Aufgabe des Capitalisten. Diess Alles sollte und konnte wegfallen, sobald sich eine Gesellschaft fand, welche für das capitalbesitzende Publicum die Sorge der nutzbringenden Capitalverwendung übernahm und ihm eine grosse Mühe vom Halse nahm.

Frankreich gebührt das unbestrittene Verdienst, diese Bahn des sogenannten wirthschaftlichen Fortschrittes inaugurirt zu haben. Die Sache war eben nicht neu, aber nie und nirgends ward sie mit solch genialer Geschäftigkeit in dieser Ausdehnung in Scene gesetzt. Die Ehre dieser Erfindung können unstreitig die Gebrüder Pereire für sich in Anspruch nehmen. Dem schöpferischen Drange der Gebrüder Pereire kam das

am Vorabende seiner Geburt stehende Kaiserthum zu Hilfe; das am 18. Nov. 1852 unterfertigte Statut der neuen Gesellschaft steht mit den weitem politischen Plänen des neuen Imperators im innigsten Zusammenhange. Es musste dem damaligen Präsidenten zwei Wochen vor dem Staatsstreich gewiss sehr am Herzen liegen, eine von der Regierung mit grossen Monopolen ausgerüstete Capitalgesellschaft zu Stande zu bringen, welche willig und ergeben sich zeigte, dem neuen Kaiserthron die nöthigen Geldmittel verfügbar zu machen, um so mehr, da die Börsenkönige sich schwierig zeigten und durchaus keine Neigung an den Tag legten, dem Kaiserpräsidenten durch Dick und Dünn zu folgen. Der Staatsstreich ist ohne den Credit mobilier unverständlich. Abgesehen von der materiellen Unterstützung, welche die Regierung von der Gesellschaft in gewisser Beziehung zu fordern berechtigt war, gedachte Napoleon III. durch den Credit mobilier eine neue Aera industriellen Wohlstandes für Frankreich zu eröffnen, sowie der kürzlich ins Leben gerufene Credit foncier dem französischen Bauer unter die Arme greifen und die ländliche Bevölkerung dem neuen Throne zugeneigt machen sollte. (Beer)

Das moderne Wirtschaftssystem wurde auf dieser

Grundlage staatlicher und privater Schulden, Privilegien und Währungsmonopole errichtet. Frühere Finanzsysteme waren darauf beschränkt, was in der Vergangenheit gespart worden und in der Gegenwart verfügbar war. Schulden sind im Gegensatz zu den früher als Geld dienenden Edelmetallen nahezu unbeschränkt vermehrbar, denn nun kann auf Erträge der Zukunft vorgegriffen werden. Zwar war dies auch vor der monetären Revolution durch den Handelskredit möglich, doch dieser war auf liquide bzw. produktive Veranlagungen beschränkt. Die staatliche Privilegierung erlaubte zunehmend „kreativere“ Bilanzierung.

Revolution und Reaktion

Besonders scharf wurden die Folgen der monetären Revolution in Wien empfunden. Hier setzten sie verspätet, aber umso drastischer ein. Beer schildert die Gründung der österreichischen Zentralbank:

Die privilegierte österreichische Bank wurde durch kaiserliches Patent vom 15. Juli 1817 gegründet. [...]

Die Bank trat unmittelbar nach ihrer Gründung in Verbindung mit dem Staate. Durch den Vertrag vom 3. März 1820 übernahm sie die Einlösung des Papiergeldes im Betrage von 450 Mill. fl. zum Course von 250 fl. Wiener Währung für 100 fl. C.-M., und entledigte sich dieses Geschäftes innerhalb der nächsten Jahre, denn die grosse Masse der Wiener Währung war schon in den Zwanziger Jahren aus dem Verkehr gezogen. [...] Bei dieser ganzen Operation ist das Merkwürdige, daß die Bank die Initiative dazu ergriff und Behufs Steigerung ihres Ertragnisses, dem Staate dieses Geschäft vorschlug. Nachdem man einmal diese Geschäftsverbindung mit dem Staate, allen gesunden Regeln der Bankpolitik zum Trotze, inaugurirt hatte, schritt man auf der betretenen Bahn sachte fort. Schon 1822 ward ein neues Geschäft abgeschlossen. Die Bank escomptirte Staatscentral-Cassenanweisungen, nach drei Monaten zahlbar, welche jedoch öfters beim Verfall prolongirt wurden. Man beschränkte Anfangs den dem Staate zu gewährenden Credit auf 6 Mill., später traten Erhöhungen ein (1826 auf 10, 1835 auf 30 Mill.), und in den ersten Monaten des unheilvollen Jahres 1848 hatte man glücklich die Summe von 50 Mill. erreicht. Diese in-

nige Verbindung der Bank mit dem Staate, hatte in den kritischen Zeiten der Jahre 1831 und 1840 die Einstellung der Barzahlungen zur Folge gehabt. Nur glückliche Zufälle retteten die Bank. (Beer)

Die Schäden wurden erst offensichtlich, als mit dem Ersten Weltkrieg die bisherige Ordnung zusammengebrochen war. Doch schon davor ging das erfreuliche Wohlstandswachstum mit der verhängnisvollen Dynamik der Blasenwirtschaft einher. Der Gründerzeitkrach war ein erster Hinweis, daß das Wachstum nicht nachhaltig sein würde. Doch ohne Krieg wäre es vielleicht noch möglich gewesen, die Wirtschaft auf eine reale Basis zu stellen und den Verschuldungsdrang einzuschränken. Die Grundlage dafür war da. Stefan Zweig schildert in seinen autobiographischen Aufzeichnungen über die „Welt von Gestern“ des alten Österreichs die vermeintliche Stabilität der Verhältnisse, die den plötzlichen Zusammenbruch umso schmerzhafter machten:

Wenn ich versuche, für die Zeit vor dem Ersten Weltkriege, in der ich aufgewachsen bin, eine handli-

che Formel zu finden, so hoffe ich am prägnantesten zu sein, wenn ich sage: es war das goldene Zeitalter der Sicherheit. Alles in unserer fast tausendjährigen österreichischen Monarchie schien auf Dauer gegründet und der Staat selbst der oberste Garant dieser Beständigkeit. [...] Unsere Währung, die österreichischen Krone, lief in blanken Goldstücken und verbürgte damit ihre Unwandelbarkeit. Jeder wußte, wie viel er besaß oder wie viel ihm zukam, was erlaubt und was verboten war. Alles hatte seine Norm, sein bestimmtes Maß und Gewicht. Wer ein Vermögen besaß, konnte genau errechnen, wie viel an Zinsen es alljährlich zubrachte, der Beamte, der Offizier wiederum fand im Kalender verlässlich das Jahr, in dem er avancieren werde und in dem er in Pension gehen würde. Jede Familie hatte ihr bestimmtes Budget, sie wußte, wie viel sie zu verbrauchen hatte für Wohnen und Essen, für Sommerreise und Repräsentation [...]. Wer ein Haus besaß, betrachtete es als sichere Heimstatt für Kinder und Enkel, Hof und Geschäft vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht; während ein Säugling noch in der Wiege lag, legte man in der Sparbüchse oder der Sparkasse bereits einen ersten Obolus für den Lebensweg zurecht, eine kleine Reser-

ve für die Zukunft. Alles stand in diesem weiten Reiche fest und unverrückbar an seiner Stelle und an der höchsten der greise Kaiser; aber sollte er sterben, so wußte man [...], würde ein anderer kommen und nichts sich ändern in der wohlberechneten Ordnung. Niemand glaubte an Kriege, an Revolutionen und Umstürze. Alles Radikale, alles Gewaltsame schien bereits unmöglich in einem Zeitalter der Vernunft. Dieses Gefühl der Sicherheit war der erstrebenswerteste Besitz von Millionen, das gemeinsame Lebensideal. (Zweig: 14)

Ausgerechnet in Österreich – damals ein „Entwicklungsland“ – verspekulierten sich die französischen „Kapitalisten“, die – es handelte sich ja zugleich um „Sozialisten“ – davon ausgingen, daß bald die gesamte Wirtschaft in einem großen Konzern vereint sein würde. Doch sie rechneten nicht mit dem Konjunkturzyklus, nämlich damit, daß ihre Hausse zugleich den Keim der Baisse legte:

Die Gründer des Credit mobilier träumten den schönen Traum, daß die verschiedenen Werthpapiere, die Antheilscheine der mannigfachsten Unternehmungen

durch Obligationen des Credit mobilier ersetzt würden. Es würde sodann einerseits nur noch einen Credit mobilier geben, der Eigenthümer und Leiter aller Unternehmungen von anonymen Gesellschaften, und somit der gesamten grossen Industrie von Frankreich wäre, und andererseits Inhaber von Obligationen mit einem durch das colossale Monopol vertheilten festen Ertrage. [...] Mit ausdrücklicher Genehmigung der Regierung begründete man die österreichische Staats-eisenbahn-Gesellschaft; beförderte die Erbauung von Eisenbahnen in Spanien, Rußland, Österreich; betheiligte sich an der Gründung der spanischen Mobil-arcreditgesellschaft u. s. w. Die momentanen Erfolge, welche der Credit mobilier erzielte, schnellten die Actien in die Höhe; Rückschläge konnten nicht ausbleiben. Die Regierung hemmte durch ein Decret vom 9. März 1856 die Ausgabe neuer Obligationen. Die Credit- und Handelskrisen, welche nach der Äusserung des Herrn Pereire nun der Vergangenheit angehören sollen, und Frankreich durch das neue System verschonen werden, spotteten aller Theorien und verschonten die Gesellschaft mit nachtheiligen Folgen nicht. Die Reportgeschäfte warfen ebenfalls nicht alljährlich blühende Gewinne ab; die Actionäre mussten

auf die Dividende verzichten und sich mit den Zinsen begnügen, welche natürlich nur vom Nennwerthe der Actien bezahlt wurden, so daß jene Actionäre, welche einen höheren Preis, als den nominellen für ihre Papiere gezahlt hatten, bei einem Zinse von weniger als 2 %, gute Miene zum bösen Spiel machen und sich mit der Phrase des Herrn Pereire trösten mussten, „daß in solchen Zeiten verständige Leute nicht nach Gewinn streben, sondern die grösste Zurückhaltung beobachten.“ Die Zukunft werde ohnehin die Verluste der Gegenwart wiederum vollauf aufwiegen. Seit Beendigung des italienisch-österreichischen Krieges sind mehrere Jahre des zwar nur bewaffneten Friedens verflossen, die Gesellschaft hatte genugsam Zeit, die Hilfsquellen zusammenzufassen, aber noch immer will jener paradiesische Zustand des Credit mobilier nicht wiederkehren, der mühelos den Gründern und Actionären saftige Dividenden abwarf. (Beer)

Auch später noch biß sich manch Bankier und Industrieller in Österreich die Zähne aus. Freilich, die Bevölkerung war etwas konservativer. in Österreich kam alles etwa fünf Jahre später, aber es kam doch. Andererseits stieß die monetäre Revolution

auf Widerstände, wo die politische Revolution und die industrielle noch nicht ganze Arbeit geleistet hatten. Die Liberalen führten das auf politische Widerstände gegen die Marktwirtschaft zurück, doch das ist nur die halbe Wahrheit. Die Industrialisierung kam in Mitteleuropa eben nicht bloß über den Markt, sondern wurde von Staat und Banken betrieben. Wohlstand konnte allerdings nur dann generiert werden, wenn freie Unternehmer den Ball aufnahmen – insofern stimmte die Kausalität zwischen wirtschaftlicher Freiheit und Wohlstand dann doch, hatte aber einen Schönheitsfehler. Somary beschrieb die kulturellen Widerstände, die der Geschwindigkeit der monetären Revolution entgegengesetzt wurden – es waren keine Widerstände gegen den Markt, sondern gegen eine bestimmte Form des kurzfristigen Konsumismus, wie er der neuen Blasenökonomik eigen ist:

Mehrere größere Zusammenbrüche ereigneten sich sonst in der österreichischen Industrie [Anfang des 20. Jahrhunderts]. Sie trafen vornehmlich Unterneh-

mungen mit jungen Chefs, die in Amerika ihre Studien gemacht hatten und die dortigen Methoden im Heimatland zur Anwendung bringen wollten.

Es fehlte in Österreich wie in ganz Europa – außer in Norddeutschland – die Reklamegläubigkeit und Wechselfreude der Amerikaner. Die Frauen des Bürgertums bekamen bei ihrer Verheiratung eine Ausstattung von einer Qualität, die für ein Leben reichte, besonders bei der sorgsamten Pflege, die dem Hausrat zugewendet wurde. Jagdanzüge oder Schuhe wurden nur geschätzt, wenn sie alt waren (meist mit gutem Grund); die Sparsamkeit war ins Blut gegangen, Luxus war im Bürgertum schwer verpönt. Industrie und Kaufmannschaft lebten weit unter ihren Verhältnissen. Eine neue Erfindung, ein modernes Verfahren einzubürgern, kostete in Österreich so viele Jahre wie Monate in Amerika. Wer diesen Unterschied übersah, ging zugrunde. (Somary: 64)

Was es in der Praxis hinten nach war, war Österreich aber damals in der Theorie voraus. Im besten Sinne ist die Theorie besonnene Reflexion, im schlechtesten Sinne Hirngespinnst. Und kaum irgendwo haben die Hirne so gesonnen und ge-

spinnen wie im alten Österreich:

Denn die Fragen, um die in Österreich gerungen wurde, waren nicht etwa in den anderen Staaten bereits überwunden worden, sondern dort noch gar nicht zur Reife gekommen. Der Nationalismus, der politische Antisemitismus, ja selbst der Kommunismus waren schon zum Kampf ru f geworden, während in der übrigen Welt das merkwürdige Zweigespann von Liberalismus und Imperialismus triumphierte.

Und während alle andern in satter Friedensruhe auf die Österreichischen Wirren wie auf ein Kuriosum hinblickten, fühlten wir jungen Menschen uns als das Zentrum des politischen Geschehens. Denn unsere Welt war viel realer als die übrige. Hier wurde nicht diskutiert, sondern gekämpft, nicht, wie man außerhalb wähnte, um die Fragen von vorgestern, sondern um die von übermorgen. Wenn in späteren Dekaden der neu einbrechende Barbarismus den Westen überraschte, uns war er seit früher Jugendzeit ein bekanntes Phänomen. In der Mitte einer höchst entwickelten und raffinierten Kultur tobte er mit wildem und nie unterbrochenem Getöse. Ich sage »uns« und meine damit die ganze intellektuelle Jugend Wiens jener Tage. Wir standen an einer Zeitwende und fühlten es

durch und durch.

Die Wiener Universität in jenen Jahren bot den Eindruck eines Kampfplatzes. Am Eingang des Monumentalgebäudes ist die breiträumige Aula, und dort fanden fast täglich Faust- und Stockkämpfe wildester Art zwischen den Studenten der verschiedenen Nationen und Parteien statt; die unterliegenden wurden aus der Aula hinausgedrängt, und der Kampf setzte sich auf den auf die Straße hinabführenden beiden Rampen fort, bis die Steinbalustraden brachen und die heulenden Horden am Straßenrand anlangten. Dort aber griff die Polizei hemmend ein. Die Universität genoß seit dem Mittelalter volle Freiheit vor jedem staatlichen Eingriff, und die Regierung respektierte dieses Recht in peinlichster Weise; aber unmittelbar dort, wo die Universitätsgrenzen endigten, wurde auf strengste Ordnung geachtet. Österreich war auf seine Universitätsfreiheit – es hatte mit Prag und Wien die beiden ältesten deutschen Universitäten – mit Recht stolz. Oh, diese hehren mittelalterlichen Freiheiten, wie haben wir sie achten gelernt, seitdem wir erfahren mußten, wie der Versuch der allgemeinen Freiheit in totaler Versklavung endigte! (Somary: 29f)

Im Zuge der ideologischen Gegenreaktion auf die Folgen der monetären Revolution sind alle Aspekte und Institutionen des Wirtschaftens unter Generalverdacht geraten: Geld, Zinsen, Kredit, Banken, Börsen, Spekulation, Unternehmertum, Kapital usw. Die Wiener Schule der Ökonomik trat an, diese Ideologisierung und falsche Moralisierung zu durchbrechen. Das Wirtschaften sollte zunächst wertfrei verstanden werden, bevor man sich ein Urteil anmaßt. Dabei wurde die Wiener Schule nicht nur zu einer Alternative zur Wirtschaftsfeindlichkeit, die aus Unwissen folgt, sondern auch zur falschen Euphorie, die im modernen Finanzsystem die „beste aller Welten“ sieht. Erst die „österreichische“ Perspektive zeigt auf, daß der moderne Wohlstand eine auf Sand gebaute Pyramide ist. Diese Pyramide ist als Errungenschaft beachtlich, immerhin ist sie ein Denkmal für menschliche Kreativität und Schaffenskraft. Doch die Bautätigkeit an dieser Pyramide geht immer weiter an den wirklichen Bedürfnissen der Menschen vorbei und stellt daher eine Verschwendung menschli-

chen Potentials dar. Es ist zunehmend eine Welt der Kalorien ohne Nährwert, der Stockwerke ohne Behaglichkeit, der Information ohne Wissen, der Kontakte ohne Freundschaft, der Politiken ohne Gemeinschaft, der Gestaltung ohne Schönheit, der Tätigkeiten ohne Sinn. Auf der Grundlage der wachsenden Schuldenspirale gedeiht bloß quantitatives, nicht qualitatives Wachstum.

Daher ist aus der Sicht der Wiener Schule der moderne Wohlstand in mehrfacher Hinsicht in Zweifel zu ziehen. Nicht deshalb, weil Wohlstand etwas Schlechtes wäre. Die „österreichischen“ Ökonomen sind keine Romantisierer der Armut, sie haben wirkliche Armut selbst noch miterlebt. Sie sind keine moralisierenden „Wachstumskritiker“, keine „wirtschaftsethischen“ Bedenken-träger, keine Ideologen, die ihre Pläne anstelle der individuellen Pläne der Menschen von oben herab umgesetzt sehen wollen. Doch sie lassen sich eben weder von den Verheißungen der Moderne, noch von der Verurteilung der Moderne mitreißen. In unstillen Zeiten braucht es einen kühlen Kopf.

Nüchtern betrachtet ist Wohlstand dann zweifelhaft, wenn ihm die langfristige Grundlage fehlt. Auch Konsum ist nichts Schlechtes, sondern Ausdruck menschlichen Lebens. Doch einer der verhängnisvollsten ökonomischen Irrtümer besteht in der Verwechslung von Kapitalerträgen mit Kapitalverzehrung. Es ist etwas anderes, ob man seine Kuh melkt oder schlachtet, noch bevor sie gekalbt hat. Das hohe Konsumniveau unserer Tage und unserer Breiten basiert zum Teil auf hoher Kapitalausstattung – aber eben nur zum Teil. Ohne die rapide Ausweitung unseres Wirtschaftsraums in den letzten Jahrzehnten auf Asien, einerseits durch Fall der Sowjetherrschaft, andererseits durch dort verspätetes Nachholen der monetären Revolution, hätten wir unseren Konsum schon längst deutlich einschränken müssen. Dies drückt sich unter einer Politik der Umlaufmittelausweitung in der Regel durch steigende Preise aus.

So wurde das Ende des Wirtschaftswunders noch etwas hinausgezögert. Doch dieses Hinauszögern setzt es zunehmend voraus, nicht allzu genau hin-

zusehen. Wir machen ein Auge zu in Hinblick auf billigere Alternativen mit geringerer Qualität, während unsere asiatischen Handelspartner beide Augen zudrücken und sich noch mit den Scheinwerten unserer Währungen abpeisen lassen. Im Euroraum besteht immerhin noch eine gewisse Industrie; der Dollar hingegen ist nur noch durch Militärmacht „gedeckt“. Diese Industrie wurde mit dem geistigen Kapital des Vorkriegseuropas und dem Fleiß des Nachkriegseuropas aufgebaut. Doch ihr Bestand ist bedroht: Einerseits durch Verzerrung der Kapitalstruktur, andererseits durch Kapitalverzehr.

Die Verzerrung der Kapitalstruktur ist eine Folge der monetären Revolution. Diese brachte das typische Muster der Konjunkturzyklen hervor, die durch Phasen der Verzerrung und Entzerrung gekennzeichnet sind. Solange Wachstumsphasen mit einer Ausweitung der Umlaufmittel einhergehen, folgt das Wachstum nicht mehr unmittelbar den erwarteten Konsumentenwünschen, sondern wird durch verzerrte Preis- und Zinssignale

angetrieben. Die Folge ist eine Überdehnung der Wirtschaftsstruktur in gewissen Bereichen und die Ausdünnung in anderen. Korrekturphasen sind dann unausweichlich, welche die Menschen in aller Regel unvorbereitet treffen. Die Korrekturen sind deshalb so schmerzhaft, weil sie die Fehlleitung menschlicher Entscheidungen offenbaren. Nicht nur Investitions- und Unternehmensentscheidungen erweisen sich als falsch, sondern auch die Bildungs- und Karriereentscheidungen der Jugend, die Vermögensentscheidungen der Alten, und die Konsum- und Sparentscheidungen aller anderen. Falsch bedeutet in diesem Zusammenhang: nicht nachhaltig im Einklang mit den subjektiven Bedürfnissen und den realen Gegebenheiten.

Allgemein kommt es zu einer Wohlstandsillusion: der Überschätzung der eigenen und volkswirtschaftlichen Vermögensverhältnisse. Durch die im Zuge der Umlaufmittelausweitung aufgeblähten Nominalwerte halten sich die Menschen für reicher als sie sind, die Unternehmer für schlauer als

sie sind, die Arbeiter für produktiver als sie sind, die Anleger für geschickter als sie sind – und natürlich die Politiker für klüger als sie sind. Dadurch kommt es zu laufendem verdeckten Kapitalkonsum. Kapital umfaßt dabei nach dem Verständnis der Wiener Schule viel mehr als bloß Geldwerte. Kapitalkonsum äußert sich in mangelnden Rücklagen, zu hohen Gewinnausschüttungen, Boni und Lohnsteigerungen, übertriebenem Risiko bei sinkender Liquidität, geringerer Sparneigung, Verschwendung, Wegwerf- und Anspruchsmentalität, wenig pfeglichem Umgang mit Mitarbeitern und Mitmenschen im Allgemeinen, hektischer Kurzfristigkeit, Überarbeitung, mangelndem Gesundheitsbewusstsein, Pragmatismus statt Integrität und Bluff statt Substanz. Die monetäre Revolution hat weitreichende moralische Folgen, die zugleich Symptom und Hintergrund des ökonomischen Abwirtschaftens sind.

Die „österreichische“ Perspektive stellt nicht das materielle Konsumniveau und schon gar nicht das Wirtschaften und Konsumieren an sich in Frage.

Sie bietet nur eine ignorierte und vergessene Kritik am modernen „Wohlstand“, an den wir uns so gewöhnt haben. Er hat nämlich einen Preis: Auflösung seiner eigenen langfristigen Grundlagen, zunehmende Kurzfristigkeit (bzw. „mangelnde Nachhaltigkeit“, um ein Modewort zu bemühen) und Absenken des Qualitätsbewusstseins.

Die Ökonomen der Wiener Schule wie Mises und Hayek analysierten den Zusammenhang zwischen Finanzsystem, Konjunkturzyklus und Wirtschaftsverzerrung, und warnten vor der Zerstörung der Kapitalstruktur zugunsten einer Scheinwirtschaft, die an den Bedürfnissen der Menschen vorbeiproduziert. Diese Verzerrung soll dann – so schrieb Joseph A. Schumpeter boshaft – durch Reklamepsychotechnik, also manipulativen Verkaufsdruck, und politische Parolen wettgemacht werden. Werbung und Politik heischen immer marktschreierischer um mehr Konsum. Wilhelm Röpke wiederum warnte vor den gesellschaftlichen Folgen dieser Wohlstandsillusion, die passiven, schuldenfinanzierten Konsumismus mit Vermögen verwech-

selt. Immerhin ist „vermögen“ eigentlich ein aktives Verb, es bezeichnet unser Potential als freie Menschen – nämlich welche Ziele wir zu erreichen vermögen. So schreibt auch Mises stets von menschlichen Zielen, denen das Wirtschaften dient, niemals von Begierden, „Wachstum“ oder Bruttoinlandsprodukt.

Die Wertsteigerung von Vermögensklassen ist seit der monetären Revolution nicht mehr nur die Folge von unternehmerischem Geschick und überlegenem Wissen, sondern primär die Folge von wirtschaftlichen Blähungen. Wenn eine bislang ignorierte Vermögensklasse plötzlich Aufwind erhält, spricht das wohl vielleicht für die Ahnung mancher Investoren, im Wesentlichen aber für das Gruppendenken der meisten anderen Investoren. Lukrative Anlagemöglichkeiten werden im Zuge der Blasenentwicklung sukzessive rar. Aufgeblähte Finanzmittel brausen um den Globus, um noch die letzten Krümel aufzuklauben. So erklärt etwa der „österreichische“ Investor Jim Rogers, warum

er 2007 seine Investitionen in *Emerging Markets*, also Entwicklungsländern, auflöste, bevor letztere zum heißen Tipp unter Anlagegurus wurden. Der Grund für die Kurssteigerungen lag nämlich nicht mehr in der Erwartung realer Wertschöpfung, sondern in folgendem Phänomen:

20.000 MBAs flogen rund um die Welt, auf der Suche nach dem nächsten heißen Markt. Also verkaufte ich meine Aktien aus Botswana, mit denen ich 18 Jahre lang großartige Gewinne erzielt hatte. (Rogers: 176)

Niedrige Zinssätze und die als *Quantitative Easing* umschriebene Inflationierung des US-Fed führten in den vergangenen Jahren zu einem Anschwellen des Finanzmittel-Stroms. Nahezu jedes „Wirtschaftswunder“ des vergangenen Jahrzehnts, von der Türkei bis Brasilien, ist eine Folge des Erschließens neuer Märkte für die panisch nach Renditen suchenden Währungsfluten und darauf aufbauende nationale Umlaufsmittelausweitung.

Das Papiergeld-Zeitalter

Natürlich braucht es Raum für unternehmerische Initiative, um aus Krediten dann auch Wohlstand zu machen, darum ist die Blasenökonomie in der ersten Etappe auch in aller Regel mit größeren wirtschaftlichen Freiräumen verbunden, bis dann die Korrektur einsetzt oder die staatliche Kriegslust. Der Erste Weltkrieg war jene ökonomische Scheide, bei der eine Phase an ihr Ende kam, in der die Ausweitung des Unternehmertums noch die Ausweitung der Umlaufsmittel übertraf. Mit dem Ersten Weltkrieg ging die Welt in die fünfte Etappe der französischen Revolution über und übernahm die verheerenden Errungenschaften der monetären Revolution. Der junge „Kapitalismus“ war gerade dabei, seinen staatlichen Geburtshelfer abzuschütteln und den Menschen wirklich zu dienen. Felix Somary, der große Bankier der Wiener Schule, schildert die Usurpierung des Bankwesens, nach einer Phase der Emanzipation von den Primaten der Politik:

Die Zeit von 1860 bis 1914 hatte einen Aufstieg des Bankwesens gesehen wie nie vorher und nie seither. Keine der heutigen Institutionen kann sich nur entfernt an Bedeutung mit dem messen, was damals Morgan für New York, die Deutsche Bank für Berlin, Rothschild für Paris und Wien und vor allem die Bank von England für die ganze Welt bedeuteten. Das schwere Übel der Staatsfinanzierung durch die Notenbanken war überall beseitigt; zuletzt hatten die Vereinigten Staaten fünf Jahre vor Kriegsbeginn das Federal-Reserve-Banksystem eingeführt; sie wollten die Währung vom Konnex mit der Staatsschuld befreien, sie auf liquidem Wechselkredit aufbauen und den Markt durch Diskontpolitik regulieren. Der Versuch ist infolge der Kriegseignisse total gescheitert. Heute ist in Amerika der wirkliche Wechsel fast verschwunden, die Noten sind auf hoher Staatsschuld aufgebaut. Vier Jahrzehnte der Inflation haben die Banken zu Staatssklaven gemacht und unsäglich viel wirtschaftliche Einsicht verschüttet. Wenn einmal die Kriegsära abgeschlossen sein wird, wird die Welt – mit Einschluß der kommunistischen – zu den Grundsätzen der Bankpolitik zurückkehren müssen. (Somary: 144)

Unter dem heute etwas unglücklich wirkenden Begriff „Bankpolitik“ verstand Somary das ehrliche, staatsfreie Bankgewerbe. Hochinteressant ist seine Beobachtung, daß dieses gerade in Frankreich und den USA – den zwei Vorreiterstaaten der monetären Revolution – nicht gedieh, sondern vielmehr in deutschen Städten:

Die Bankierkunde scheint wohl schwer erlernbar zu sein – es gibt Nationen, wie Frankreich und die Vereinigten Staaten, die (mit Ausnahmen etwa von Jacques Cœur [ein Levantehändler des 15. Jahrhunderts – der vom König eingesperrt und enteignet wurde]) einen wirklichen Bankier nicht hervorgebracht haben. Aber auch in London, damals dem Hauptplatz des internationalen Bankgeschäftes, waren die großen Disponenten fast durchwegs Fremde. Das Geschäft des Privatbankiers konnte man in bester Form nur an drei bis vier Stellen erlernen: in Frankfurt, Mannheim und Basel oder in Wien und Prag sowie an den beiden Hafenorten von Hamburg und Triest. (Somary: 196f)

Sehr aufschlußreich ist auch Somarys Analyse des *US Federal Reserve System*. Sie rückt einige Ver-

schwörungstheorien zurecht, die frühere Intention und spätere Umsetzung gleichsetzen. Sowie gute Intentionen oft schlechte Ergebnisse hervorbringen, können auch schlechte Intentionen gute Folgen haben. Somary schildert die Absichten des demokratischen Abgeordneten Carter Glass (siehe Scholien 04/12, S. 87), den er als Vater des amerikanischen Notenbanksystems ansieht:

Er hat an die Stelle von zahllosen Notenbanken einige wenige gesetzt und wollte statt der früheren Deckung durch Staatsbonds den Wechsel setzen, um die Währung gesund zu machen. Nun ist der Wechsel verschwunden, die Bonds sind in großer Menge zurückgekehrt, und die Zentralisation des Währungswesens gibt die Möglichkeit zu gigantischer Ausdehnung der Inflation. Er hat das Gegenteil von dem erreicht, was er wollte. (Somary: 261)

In seiner Analyse ist Somary damit nahe am ungarischen Ökonomen Antal Fekete, der sich als verspäteter Mengerschüler sieht und der späteren Entwicklung der *Austrian School* in den USA gegenüber kritisch ist. Fekete folgt der *Real Bills-*

Doktrin von Adam Smith, die Handelswechsel als eine marktbasierte Möglichkeit der Umlaufmit-telausweitung ansieht, die im Gegensatz zu staatlich gestütztem Teilreservebankwesen „selbstliquidierend“ sei und daher keinen Konjunkturzyklus auslöse. Fekete erklärt die Rolle der Handelswechsel wie folgt:

Handelswechsel - auf eine schnellbewegliche Handelsware gezogen, nach welcher dringlichste Nachfrage seitens der Verbraucher besteht; Wechsel, die zudem innerhalb von 91 Tagen (die Länge einer Jahreszeit) in Goldmünzen eingelöst werden - müssen wieder für die spontane monetäre Zirkulation freigegeben werden.

Es würde sich zeigen, daß der Markt für diese real bills als Clearingstelle des Goldstandards funktioniert. 1918, nach Ende des 1. Weltkrieges, entschlossen sich die siegreichen Alliierten, nicht zuzulassen, daß sich in der Welt wieder ein multilateraler, internationaler Handel organisiert. Was jedoch nicht heißt, daß sie nicht zum Goldstandard zurück wollten - wie man am Beispiel Großbritanniens sehen kann, das sich 1925 entschied, das Pfund Sterling erneut zum Vorkriegs-

wechsellkurs in Gold zu konvertieren; allerdings war nur bilateraler Handel erlaubt. Das bedeutete aber nicht Geringeres als die Kastration des Goldstandards: Sobald die Clearingstelle amputiert war, konnte er nicht mehr funktionieren. Die alliierten Mächte taten dies aus Gehässigkeit und Rachegefühl: Sie wollten Deutschland weit über die Bestimmungen des Versailler Friedensabkommens hinaus lähmen. Bilateralen Handel für Deutschland zu erzwingen, bedeutete nichts anderes als eine Blockade zu Friedenszeiten, wodurch die alliierten Mächte die Importe und Exporte Deutschlands überwachen und kontrollieren konnten. Diese Maßnahme ging nach hinten los. Die Große Depression und der Zusammenbruch des internationalen Goldstandards zwischen 1931 und 1936 gingen auf die erzwungene Beseitigung der multilateralen Finanzierung des Welthandels über goldgedeckte Handelswechsel (real bills) zurück. Der Goldstandard brach nicht aufgrund seines „kontraktionistischen Wesens“ zusammen – wie Keynes unterstellte. Er brach zusammen, weil sein Clearingsystem, der Wechselmarkt, blockiert war. Sinkende Preise in den 1930ern waren nicht die Ursache der Großen Depression: Sie waren die Wirkung. Die Ursache waren sin-

kende Zinssätze. Übrigens wurden die sinkenden Zinssätze wiederum durch die illegale Einführung von „Offenmarktinterventionen“ durch die US-Notenbank im Jahr 1921 verursacht – die Zentralbank zahlt Bestechungsgelder, in Form risikoloser Profite, an Anleihespekulanten, damit sie die Anleihepreise in schwindelnde Höhen bieten.

In einem Quartal gibt es im Durchschnitt 75 Geschäftstage. Deswegen wird an einem Geschäftstag im Durchschnitt ein Fünfundsiebzigstel, sprich $1 \frac{1}{3}$ Prozent, der ausstehenden real bills in Gold fällig. Jederzeit muss also ausreichend Gold zur Verfügung stehen, um die Wechsel bei Fälligkeit zu begleichen; mehr, wenn der Diskontsatz steigt, weniger, wenn er sinkt.

Bis zur Fälligkeit steigt der Wert der real bills mit jedem Tag. Sie verkörpern den „sich selbstliquidierenden Kredit“. Der Verkauf der entsprechenden Handelsware an den Endverbraucher sorgt für die erforderlichen Geldmittel, um die Wechsel zu liquidieren. (Fekete)

Auf diesen schwierigen Aspekt kann ich an der Stelle nicht näher eingehen, auch weil ich zur Ver-

deutlichung der Chronologie etwas vorgreifen müßte, verspreche aber, die interessanten Ansätze Feketes bald tiefergehend zu analysieren. Somary schilderte den Bruch, der sich bei den Bilanzierungsrichtlinien ereignet hat, als von dieser Wechselgrundlage abgegangen wurde:

Wer erinnert sich heute noch an die Entstehungszeit der Federal Reserve Banks vor viereinhalb Jahrzehnten? Die Noten waren damals von einzelstaatlichen Banken auf Grundlage von Schulden der öffentlichen Hand (nicht des Bundes) ausgegeben worden, und die Regierung wollte mit guten Gründen die Geldausgabe auf den Warenwechsel basieren. Nun sind wieder die damals verfallenen Schulden zur Grundlage des Geldwesens geworden, in der hundertfachen Höhe gegenüber 1910 und sie haben sogar ihre theoretische Rechtfertigung gefunden. Gleich dem Holländer Pinto im 18. und dem dritten Napoleon im 19. Jahrhundert sehen ja neuerdings bekannte Ökonomen in den Staatsschulden ein Aktivum der Wirtschaft.

Zu diesen Bundeswechseln – deren Zins zwischen 1½ und 2½ Prozent schwankt und die den Charakter von verzinslichen Noten haben – kommen noch eine gro-

ße Menge von Industrieakzepten, von einzelnen Gesellschaften in Höhe bis zu einer Milliarde. Seit jeher gilt diese Form der Finanzierung als besonders gefährlich, da sie nur die äußere Form, aber nicht das Wesen des Wechsels hat; billige Geldbeschaffung, ohne daß dazu die Berechtigung vorliegt. Wir haben somit mit einem Geldmarkt von ganz anderem Charakter zu tun als vordem: maßlos erweitert und aufgebaut auf Schulden, wie wenn man auf Sumpfboden immer höhere Wolkenkratzer errichten würde. (Somary: 431f)

Das ist eine treffliche Devise für die Blasenökonomie: Wolkenkratzer auf Sumpfböden! Immerhin gibt es eine Korrelation zwischen der Fertigstellung des jeweils höchsten Wolkenkratzers der Welt und dem Ausbruch von Wirtschaftskrisen – der sogenannte Wolkenkratzer-Index. Bei dem erwähnten Holländer handelt es sich um Isaac de Pinto, einen sephardischen Juden und Hauptinvestor der Niederländischen Ostindienkompanie – dem ersten modernen Weltkonzern, mit allen Begleiterscheinungen: Staatsnähe mitsamt Privilegien, Schuldenpyramide, Bereicherung der Mana-

ger, Ablehnung von Wettbewerb. Pinto schrieb den frühen inflationistischen Traktat TRAITÉ DE LA CIRCULATION ET DU CRÉDIT. Darin führte er aus:

Il résulte encore de ce que j'ai dit, 6°, que la Caisse de l'Etat restitue au public l'argent qu'elle en a tiré, en augmentant, par les rentes & par les pension, la faculté contributive, quoique la rétribution ne soit pas toujours également juste sur des objets particuliers, mais se reprend sur la totalité; 7°, que les fonds publics & et le crédit augmentent les richesses, le commerce, l'industrie, la consommation, & la faculté contributive; ils sont nécessaires, & d'une nature très différente de ce qu'on avoit cru jusqu'à présent. (Pinto: 161)

Es folgt zudem aus dem Gesagten, daß 6. aus der Staatskasse das Geld an die Öffentlichkeit zurückgeht, das dieser entnommen wurde, indem durch Zinsenzahlungen und Pensionen die Steuerleistung erhöht wird, auch wenn die Zuteilung an die einzelnen Untertanen nicht immer gleich hoch ist, sondern sich auf die Gesamtheit bezieht; 7., daß die öffentlichen Schulden Reichtum, Handel, Industrie, Konsum und Steuerleistung erhöhen; sie sind notwendig und von

einer gänzlich anderen Art, als man bislang glaubte.

Pintos Werk ist hochmodern, er verteidigt nicht nur den „Kapitalismus“ gegen die feudale und agrarische Ordnung, sondern auch eine aktive Rolle des Staates, Umverteilung und all die auf statistische Aggregate ausgerichtete Volkswirtschaftspolitik. Sobald Schulden als Aktivum erscheinen, ändert sich die Bewertung der Inflation grundlegend. Bislang galt die Münzverschlechterung als Verbrechen, gar als Sünde. Nun wurde sie zu einer wissenschaftlich verbrämten „volkswirtschaftlichen Notwendigkeit“. Den großen Durchbruch brachte aber erst der Erste Weltkrieg. Er läutete eine neue Phase der Inflationierung ein, die über die bisherigen historischen Möglichkeiten dank der monetären Revolution nun weit hinausging:

Mit der Eliminierung der Diskontpolitik begann die monetäre Verlotterung, die der Reihe nach alle kriegsführenden Staaten ruinierte. Zwei Argumente führten die Regierungen für ihre Politik der Geldverschlechterung an: das Beispiel der Gegner und die Unmöglichkeit anderer Finanzierung des Krieges. Die wohl-

tönende Phrase, die Sorge um das Vaterland sei wichtiger als die Sorge um den Geldwert, wurde von der politischen Demagogie schon damals bis zum Überdruß wiederholt. Und gewiß hätte der Krieg bei allseitiger seriöser Diskontpolitik kaum über zwei Jahre geführt werden können. Aber wäre das nicht besser gewesen als die Fortsetzung bis zur totalen Erschöpfung? Wäre Amerika der wirkliche große Neutrale geblieben, so hätte es internationale Diskontpolitik und damit die Limitierung des Krieges durchzwingen können.

So wurde der Betrug am Sparer zur patriotischen Maxime und blieb es mit kurzer Unterbrechung die ganze Generation hindurch; aus der Inflation, das heißt der Enteignung ohne Gesetz und Grenzen, wuchsen der Bolschewismus und der Hitlerismus hervor. Man hat uns damals, die wir in den Anfängen warnten, als Geldmonomanen, als engherzige Finanzmänner verhöhnt, als Pessimisten verurteilt. Aber auch der tiefste Pessimismus wurde durch die Furchtbarkeit der Folgen weit übertroffen.

Das Buch hat sich davon ferngehalten, die Bedeutung der Banken zu übertreiben. Theorien, die um diese Zeit in Mode kamen, haben den Banken entschei-

dende Bedeutung für die Konjunkturwenden zugesprochen; das steht im striktesten Gegensatz zur Wirklichkeit. Von den vier Theoretikern, die diese Ansicht vertreten haben, hat der Bedeutendste mit seiner Bank Schiffbruch erlitten, der zweite nach Verlust des ererbten Vermögens Selbstmord begangen, der dritte nie eine Bank arbeiten gesehen und der vierte seine Ansichten total revoziert. Das hindert nicht die weite Verbreitung der »Depositenlegende«, wie ja überhaupt die Legende sich weiter und nachhaltiger durchsetzt als die Kenntnis der Wirklichkeit. Für Inflationen ist der Staat allein verantwortlich; sie sind ohne ihn oder gar gegen ihn unmöglich. (Summary: 145f)

Die Folgen waren verheerend, noch ist das letzte Kapitel dieser revolutionären Etappe aber nicht abgeschlossen:

Aus der russischen Inflation erwuchs der Erfolg des Bolschewismus, aus der deutschen der Erfolg Hitlers, und was aus der überseeischen kommen mag, beginnen wir zu ahnen. Aber noch ist bis heute kein einziger all der Demagogen, die dieses Mephisto-Gift in die Welt geschleudert haben, von gerechter Strafe er-

reicht worden. Ob sie aus Unwissenheit, Dummheit oder Feigheit versagt haben, ob sie das Unheil herbeizuführen halfen, aber vorher absprangen – man läßt sie alle ungeschoren laufen. (Somary: 203)

Das schlimmste an der Inflationierung ist die politische Reaktion, die sich dann stets gegen das freie Wirtschaften der Menschen richtet. Das erklärt den unbändigen Drang zum Etatismus – nach dem Ersten Weltkrieg verschwand der Liberalismus praktisch rückstandslos aus der politischen Landschaft. Das erklärt auch, wie ein „nationaler Sozialist“ wie Naumann einer der letzten öffentlichkeitswirksamen Liberalen der Zwischenkriegszeit sein konnte – bzw. wie selbst Liberale nicht umhin kamen, der moralischen Zählung der „Wirtschaft“ das Wort zu reden. Im eigentümlichen Staatskapitalismus nach der monetären Revolution bleibt nach Haussephasen nur ein Bodensatz an Unternehmern übrig, die weder Sympathie noch Vertrauen genießen. Somarys scharfe Worte machen den damals in Österreich, wo so viele Bankiers und Industrielle Juden waren, einsetzen-

den Antisemitismus verständlich:

Nichts würdigt den Unternehmer wie den Kaufmann so sehr herab wie eine Inflationsära; denn sie werden von der Masse identifiziert mit den Inflationsgewinnern, und alle Angriffe gegen den Kapitalismus gewinnen vielfältig an Stärke. Es mag für den Soziologen interessant sein, zu eruieren, woher diese Menschengattung kommt, die man sonst nie sieht. So wie es in jeder Nation eine Gruppe von Individuen gibt, die nur in Revolutionen an die Oberfläche kommen, so gibt es auch einen Typ von Inflationsgestalten. Die Physiognomie dieser Crapule ist unverkennbar. Wie oft staunte ich in den beiden letzten Jahren, wenn ich jetzt, dreißig Jahre nach der deutschen Katastrophe, dieselben Gesichter sehe, wie sie sich damals in der Zürcher Bahnhofstraße oder in den Pariser Hotels oder am Lido zeigten – man möchte glauben, diese Art Leute sei unsterblich, weil sie nur in den Inflationsjahren leben. Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie verschwinden. (Somary: 210)

Somary zog sich als Reaktion auf den politischen Wahnsinn aus dem Bankwesen zurück. Obwohl Inflationsphasen großartige Gewinnmöglichkeiten

für Spekulanten bieten, beharrte Somary auf seinen Prinzipien und weigerte sich, an der schleichenden Enteignung seiner Mitmenschen zu partizipieren. Darum ist der Bankier Somary, der vermutlich letzte große Bankier des alten Österreichs und erste große Bankier der modernen Schweiz, heute nahezu völlig unbekannt. Er half maßgeblich bei der Sanierung der österreichischen Währung nach der Inflation. Sein Grundsatz für die Gesundung einer Währung war die möglichst rasche, geordnete Abwicklung eines Staatshaushalts:

Der Staatsbankrott ist ein einmaliger chirurgischer Eingriff, die Inflation ist permanente Blutvergiftung. Nach der Streichung der Staatsschulden kann man sofort neu finanzieren, bei Inflation muß man warten, bis die Währung sich ausgelaufen hat. So große Verluste der Staatsbankrott bringt, er klärt die Lage, und der Gesamtschaden ist mit den furchtbaren Endstadien der Inflation nicht zu vergleichen. [...] der Bankrott muß von jenen Menschen durchgeführt werden, die augenblicklich im Amt sind, und auch der Dümme der Betroffenen merkt, was vorgeht; die In-

flation dagegen kann auf Jahre verteilt und die Opfer können jahrzehntelang, ohne daß sie dessen gewahr werden, in der unglaublichsten Weise betrogen werden. In den Erzählungen aus »Tausendundeiner Nacht« verlangt der Schah von einem aus seiner Umgebung unter Androhung des Todes die Antwort darüber, was sein Papagei sage, und der arme Befragte erbittet sich ein Jahr Zeit zur Antwort, da er dann drei Chancen hat: daß er oder der Papagei oder der Schah stirbt. Die gleiche Taktik befolgten Staatsmänner, Finanzminister und Bankiers – die beiden ersten mit Erfolg, denn sie blieben nicht lange im Amt, während die Bankiers zu ihrem Leidwesen die Rechnung persönlich erhielten, da sie ihre Stellungen länger zu behalten pflegen. (Somary: 200f)

Die historische Methode führt dazu, sich leicht in der Vielzahl der Fakten zu verirren. Ich wollte die Bedeutung der Wiener Schule und der Ökonomik für eine historische Auseinandersetzung mit den Weltkriegen nahebringen und dabei ein wenig Geschichtsschreibung in verdauliche Portionen verdichten. So bin ich nun über den Ersten Weltkrieg nicht hinausgekommen, obwohl die histori-

sche Bedeutung von Personen wie Somary, Schüler und Mises erst später sichtlich wird. Somary galt als „Konservativer“, Schüler als „Sozialist“ und Mises als „Liberaler“. Dies sollte die Schwierigkeiten einer ideologischen Betrachtung deutlich machen. In der Zwischenkriegszeit nahm der ideologische Wahn noch rasant zu, hält bis heute an und macht eine objektive Betrachtung der Weltkriege nahezu unmöglich. Vielleicht gelingt es mir, die Chronologie in den nächsten Scholien fortzuführen – wenn dieser historische Parforceritt nicht zum Abwurf allzu vieler Leser führt.

Literatur

Aly, Götz (2011): „Die Leiche im Keller der FDP“, in: Frankfurter Rundschau, 24. Jänner 2011. tinyurl.com/aly333

Baader, Roland (2010): Geldsozialismus. Die wirklichen Ursachen der neuen globalen Depression. Gräfelfing: Resch. tinyurl.com/baader3

Beer, Adolf (1864): Geschichte des Welthandels im neunzehnten Jahrhundert. Wien: Braumüller.

Boccaccio, Giovanni: Das Dekameron.

Clark, Christopher (2013): Die Schlafwandler. München: DVA. tinyurl.com/clark3333

Dugin, Alexander (2013): Die Vierte Politische Theorie. Artos Media. tinyurl.com/dugin3

Fekete, Antal (2010): „Was Sie schon immer über Gold wissen wollten ...“, tinyurl.com/fekete3

Hayek, Friedrich August von (1994): Der Weg zur Knechtschaft. Olzog. tinyurl.com/hayek33

Hayek, Friedrich A. von (1959/1979): Missbrauch

und Verfall der Vernunft. Salzburg: Verlag Wolfgang Neugebauer. tinyurl.com/hayek333

Mises, Ludwig von (1944/1997): Die Bürokratie. Sankt Augustin: Academia. tinyurl.com/mises33

Naumann, Friedrich (1916): Mitteleuropa. Berlin: Georg Reimer.

Nautz, Jürgen (Hrsg., 1990). Unterhändler des Vertrauens: Aus den nachgelassenen Schriften von Sektionschef Dr. Richard Schüller. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

Paléologue, Maurice (1925): An Ambassador's Memoirs. New York: George H. Doran. tinyurl.com/paleologue

Pinto, Isaac de (1771): Traité de la circulation et du crédit. Amsterdam: Marc Michel Rey.

Radkau, Joachim: „Meine Dauer-Überdrehtheit“, in: Weltwoche Nr. 9.14, S. 51f

Rogers, Jim (2013): Die Wall Street ist auch nur eine Straße. Lektionen eines Investment-Rebellen. München: Finanzbuchverlag. tinyurl.com/rogers33

Somary, Felix (1994): Erinnerungen eines politischen Meteorologen. München: Matthes & Seitz.
tinyurl.com/somary

Villani, Matteo: Cronica. Band 1.

White, Andrew Dickson (1959): Fiat Money Inflation in France. New York: The Foundation For Economic Education. tinyurl.com/white333

Wilcoxson, Andy (2004): Slobodan Milosevic Makes His Opening Statement, 31.08.2004.
tinyurl.com/wilcoxson

Zweig, Stefan (1942/1970): Die Welt von Gestern – Erinnerungen eines Europäers. Fischer TB.
tinyurl.com/zweig3

SCHOLLIEN



WERTEWIRTSCHAFT.ORG